



Mein Neustettiner Land

Ausgabe 2 · Dezember 2014

Evang. Kapelle in Szczecinek





**Greif-Statuette, Neuzugang
im Museum aus Szczecinek**

Liebe Landsleute!

Im Oktober war ich zwei Wochen in Szczecinek/Neustettin. Zunächst fand im Schloss die 100-Jahrfeier des Museums statt, ein Drittel der Zeit als deutsches Heimatmuseum und zwei Drittel als polnisches Regionalmuseum.

In der Begrüßung durch den jetzigen Direktor des Museums, Herrn mgr Jerzy Dudź, stand an erster Stelle Emil Wille, Gymnasiallehrer und Historiker (1847–1937), der viele Daten zur Neu-



stettiner Geschichte sammelte und veröffentlichte.

Die meisten Exponate – bis 1945 befand sich das Museum in einem Teil des Schlosses – sind Ende des letzten Krieges verloren gegangen, wenige sind danach in Wodka-Währung zurück gekauft worden.

1958 wurde das Museum wieder eröffnet im alten Nikolaiturm, davor ein kleines Häuschen mit einigen Räumen für das Personal. Ein Besuch im Turm war abenteuerlich. Für Ausstellungen war nur wenig Platz. Erst vor wenigen Jahren zog man in die Schulstraße in ein Schulgebäude der früheren Friedrichschule.

Herr Dudź begrüßte zahlreiche Gäste. Danach sprach der alte (und neue!) Bürgermeister Jerzy Hardie-Douglas. Seine Rede endete mit dem eindringlichen Rat an alle Gäste Szczecineks, das Museum zu besuchen, das ist ein Muss!

Es folgte ein Vortragsteil, der nur in polnischer Sprache bestritten wurde. Mir zur Seite saß Frau Małgorzata Kuszmar, Deutschlehrerin und Stadträtin (auch wiedergewählt worden!), die mir wesentliche Aussagen übersetzte, ansonsten konnte man sich an Lichtbildern orientieren.

Ich war besonders interessiert an einem Vortrag von Dr. M. Grzywacz von der Universität Posen/Poznań, die über das Leben und die Bedeutung des Pfarrers Carl Gottfried Rehsener referierte – von Groß Küdde nach Memel/Klaipeda. Als Geschenk des

MUZEUM REGIONALNE
W SZCZECINKU
ul. Szkolna 1
78-400 SZCZECINEK
tel. 094-374-09-77
REGON 330905KAS NIP 673-16-14-866

Szczecinek, den 08.10.2014

Siegfried Raddatz

Jacob-Böhne Straße 21

51065 Köln

Sehr geehrte Herrschaften,

bezugnehmend auf die bevorstehenden Feierlichkeiten zum 100. Jahrestag des Museums in Szczecinek, möchten wir Sie herzlich zur historischen Sitzung, die am 17. Oktober 2014 stattfindet, einladen.

Programm der historischen Sitzung 100. Jahrestag des Museums in Szczecinek:

10:00 – Festliche Eröffnung der Sitzung im Konferenzzentrum „Zamek“ ul Mickiewicza2

11:00 – Vorträge:

1. **prof. dr hab. Radosław Gaziński:** *Hexenprozesse in Szczecinek in der Neuzeit.*
2. **dr hab. Paweł Gut:** *Szczecinek im 30-jährigen Krieg.*
3. **dr Małgorzata Grzywacz:** *Von Szczecinek nach Memel/Kłajpeda. Pastor Carl Gottlieb Rehsener (1790-1862), sein Leben und Werk.*

12:30-13:00 - Pause.

4. **mgr Marek Fijałkowski:** *Fragen und Bedenken in der Angelegenheit der Apostelgemeinde in Szczecinek.*
5. **mgr Paweł Polom:** *Renovierung des Schlosses in Szczecinek.*
6. **mgr Jerzy Dudź:** *Sammlungen des Volksmuseums in Szczecinek.*

16:00 – Eröffnung der Ausstellungen im Sitz des Volksmuseums in der ul. Szkolna 1:

Heimatkreises für das Regionalmuseum hatte ich Herrn Dudz das Buch ›Am Ostseestrand von Pommern bis Memel‹ überreicht, in dem das Leben von Rehsener (1790–1862) beschrieben wird.

Im Anschluss an diese Eröffnungsveranstaltung hatte ich beim Mittagessen mit Frau Kuzmar und dem Konservator, Herrn Połom, Gelegenheit, über die Renovierung des Kaulfuss-Denkmal zu sprechen. Herr Połom ist der Meinung, dass für solch eine Arbeit die besten Spezialisten Polens in Toruń /Thorn arbeiten. Diese Renovierung scheint in der Tat sehr schwierig zu sein. Wie von Szczecinek gewünscht, haben Frau Reinstrom (Fürstin-Hedwig-Schüler) und ich (Heimatkreis Neustettin) 5000 Euro überwiesen. Jetzt könnte die Renovierung beginnen.

Nachmittags gingen wir zur Schulstraße und schauten uns im Museum, das voller Besucher war, den heutigen Stand an – empfehlenswert!

Am Tag darauf besuchte ich mit den Damen Himmele die Abendandacht in der schönen Holzkirche in Brokęcino/Bahrenbusch. Sie wurde gehalten von dem Vikar der Muttergemeinde in Okonek/Ratzebuhr und dem Pastor von Łędyczek/Landeck. Dem Pfarrer aus Landeck hatten Ursel Solka

und ich einige Tage zuvor eine Spende für das neue Dach seiner Kirche überreichen wollen, hatten ihn aber nicht angetroffen. Eine Nachbarin hatte ihm das Geld gegeben, und nun wollte er sich mit dieser Abendmesse in Bahrenbusch dankbar zeigen und uns kennenlernen. Die Geldspende stammte von einer Neustettinerin, die in Landeck geboren und in der dortigen Kirche getauft worden war.

Unser Hauptanliegen war indes die Überreichung einer versilberten Taufschale für die Kirche in Bahrenbusch, hergestellt und gestiftet von Dieter Zellweger aus Lübeck, einem Nachkommen der Familie Dennig aus Juchow. Dieses Geschenk wurde mit Überraschung und Freude entgegen genommen.

In der Abendandacht eine Woche später segnete der Proboszcz von Ratzebuhr die Taufschale, und Frau Dorothee Himmele-Doll überreichte ihm eine Widmungs-urkunde des Spenders. Im anschließenden Gespräch fragte ich den Pfarrer, warum die Fachwerk-kirche in Węgorzewo/ Vangerow und die Holzkirche in Brokęcino nicht gepflegt würden, jedenfalls weniger als in der sozialistischen Ära unter den Russen. Er antwortete: »Wenn ich mich mit solch einem Anliegen an den Bischof



wende, sagt der mir: »Für das Geld, das eine gründliche Sanierung hier kostet, kann ich zwei neue Kirchen bauen.««

Wegen der Bahrenbuscher Kirche habe ich mich an die Stiftung Denkmalschutz (Bonn, Potsdam) gewandt. Sie hat eine Sektion in Polen, die Tessen von Heydebrink initiiert hat, als er (Deutsche Bank) in den Ruhestand ging. Die Heydebrecks stammen aus Wusterhanse und Orth.

Szczecinek war im (Kommunal-) Wahlkampf. Die im Stadtrat dominierende Partei PO (Bürger-Plattform, Tusk) bemühte sich um die Verteidigung ihrer Position. Kandidat für den Bürgermeister-Posten war der jetzige Bürgermeister, Jerzy Hardie-Douglas.

Dem Rathaus gegenüber an den Häusern des früheren Cantralhôtels und des Nürnberger Hofes hing von der Dachkante herab ein riesiges Plakat mit dem Konterfei des Bürgermeisters. Darauf stand in polnischer Sprache: »Szczecinek – ein Stadt mit Visionen« und darunter »Wir halten unser Versprechen.« Das bedeutet in diesem Fall: »**Ich**, Hardie-Douglas, habe Visionen, und **ich** werde dafür sorgen, dass sie realisiert werden.« Nach allem zu urteilen, was er bisher in zwei Amtsperioden für die Stadt geleistet hat, traue ich ihm das auch zu.

Am 4. Sonntag im Oktober nahm ich am evangelischen Gottesdienst in der Kapelle auf dem St. Jürgensberg teil. 15 Personen waren

gekommen (zwei mehr als bei der Buß- und Bettagsandacht in meiner Gemeinde in Köln mit 2 500 Gemeindemitgliedern). Ein junger Adept vom Priesterseminar in Warschau, zur Unterstützung des für Neustettin zuständigen Pfarrers, Janus Staszczak, nach Köslin geschickt, las sehr engagiert eine Predigt vor. Für ihn war es der zweite Gottesdienst in deutscher Sprache. Ich überreichte ihm anschließend – zur freien Verfügung in der evangelischen Gemeinde in Szczecinek – 600 Euro, für die sich der HKA Neustettin ausgesprochen hatte.

Das Innere der Kapelle ist in einem schlechten Zustand. Farbe und Putz fallen vom unteren Teil der Wände ab, weil die Isolierung fehlt. Der letzte Verputz und Anstrich war vor mehr als zehn Jahren. Eine Grundsanierung ist zu teuer. Gerne würde ich es sehen, wenn man die Wände noch einmal verputzen und anstreichen würde. Da aber die Kapelle unter Denkmalschutz steht, braucht man dafür eine Genehmigung; und diese zu erhalten, ist schwierig.

Und nun zu uns hier: Das Heimatmuseum Kreis Neustettin hat noch eine Schonfrist bis Herbst 2016. Wir haben also noch zwei Jahre Zeit, es zu besuchen, evtl. zu erweitern und zu pflegen.

Aber – wie mir Bürgermeister Schulz gestern abend in einem Telefongespräch mitteilte – sollen wir uns dringend überlegen, wie es danach weiter gehen soll.

Aus eigener Kraft können wir das Museum nicht finanzieren. Der Rückgang der Anzahl der Besucher und damit der Spenden spricht für sich. Einen Sponsor für einen längerfristigen Erhalt zu finden, halte ich nicht nur für sehr schwierig, sondern für ausgeschlossen. (Ich lasse mich da gerne eines Besseren belehren!).

Man muss also auch überlegen, was man macht, wenn das Museum geschlossen werden muss.

Dorfpläne, Fluchtberichte und Ähnliches könnte man dem Bundesarchiv in Bayreuth (früher Koblenz) übereignen. Dort gibt es schon Seelenlisten für die einzelnen Dörfer, ein Resultat der Lastenausgleichsanträge. Die Bücher würde die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne übernehmen.

Was macht man aber mit den Exponaten, die in Vitrinen präsentiert werden oder die am Boden stehen?

Pommersches Landesmuseum in Greifswald (so steht es in der Satzung des Neustettiner Kreisverbands e.V.)? Zurück an den Spender? Ins Museum in Szczecinek (wenn man dort daran interessiert

ist)? Zur freien Selbstbedienung?
Zum Verkauf?

Ich möchte Sie hiermit herzlich bitten, Lösungsvorschläge zu machen und **mir** mitzuteilen!

Mitteilen, Mitarbeit! Hieran mangelt es im Heimatkreis. Nach dem Tod von Willi Ahrends und dem krankheitsbedingten Ausfall von Ilse Waldow sind wir übrig geblieben:

Hans Rieck aus Wolgast, Uwe Thiel aus Dargun und Siegfried Raddatz aus Köln.

Wir sind im letzten Jahr unserer Amtsperiode. Beim nächsten NeustettinerTreffen in Eutin Ende September 2015 müssen wir einen neuen Heimatkreisausschuss (HKA) wählen. Wer ist bereit zu kandidieren und dann auch mitzuarbeiten? Oder müssen wir uns auch ›auflösen‹, so wie es gerade dem Verein der Ehemaligen des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums ergangen ist?

QUO VADIS
HEIMATKREIS NEUSTETTIN?

Sehr verehrte Damen
und Herren, liebe Landsleute!

Ich wünsche Ihnen, Ihren Angehörigen
und unseren Paten im Kreis Ostholstein
und in der Stadt Eutin und unseren zuverlässigen Helfern
vor Ort, Frau Nicole Robien, Frau Kirsten Rosenow
und Frau Annette Rudolph
und ganz besonders der Betreuerin unseres Museums,
Frau Rita Kennel,
auch im Namen der Mitglieder des HKA
und des Neustettiner Kreisverbands e.V

FROHE WEIHNACHTEN
und
EIN GUTES JAHR 2015!

Ihr Siegfried Raddatz

Stufen

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe

Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.

Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.

Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegen senden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden ...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

HERMANN HESSE



Weihnachts- und Neujahrsgrüße des Kreises Ostholstein an seinen Patenkreis Neustettin

Liebe pommersche Landsleute aus dem Kreis Neustettin!

Die Weihnachtszeit ist eine Zeit, einmal innezuhalten – Zeit auch, um Rückschau und Ausschau zu halten.

Mag eine Rückschau für den Einzelnen auch ergeben, dass nicht alle Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind, bleibt doch die Chance, diese im neuen Jahr zu verwirklichen.

2015 besteht die Patenschaft zwischen dem ehemaligen Kreis Eutin, Rechtsnachfolger Kreis Ostholstein, und dem Kreis Neustettin seit 59 Jahren. Wir sehen diesem Geburtstag und dem nächsten Kreis Neustettiner Treffen gerne entgegen und hoffen, die Patenschaft weiterhin mit viel Leben zu füllen.

Auch in diesem Jahr freut sich der Kreis Ostholstein auf ein weiteres Miteinander mit Ihnen und wünscht eine besinnliche Adventszeit, ein gesegnetes Weihnachtsfest sowie ein friedliches, erfolgreiches und gesundes Jahr 2015.

Eutin, im November 2014

Ulrich Rüder
Kreispräsident

Reinhard Sager
Landrat



STADT EUTIN

**Weihnachts- und Neujahrsgrüße
der Stadt Eutin an die Patenstadt Neustettin**

Liebe Heimatfreunde der Stadt Neustettin,

und wieder neigt sich ein Jahr dem Ende zu. Wir schauen zurück auf das, was war, und nach vorn auf das, was kommt.

In der Stadt Eutin wurden mit großem Engagement und mit Beteiligung unserer engagierten Bürgerinnen und Bürger die Planungen für die Landesgartenschau und die Altstadtsanierung vorangetrieben.

Damit klären sich langsam zahlreiche Fragen, und Perspektiven wurden aufgezeigt. Der Anbau der Schlossterrassen (Café) wird in Kürze abgerissen, der Festsaal – und damit auch Ihr Museum – bleibt in den bisherigen Räumen bis Herbst 2016.

Herzlichen Dank an alle, die sich mit großem Engagement um das Heimatmuseum, den Kontakt unter den Patenstädten und die Pflege von Traditionen eingebracht haben.

Ihnen und Ihren Familien wünschen wir eine besinnliche Weihnachtszeit sowie ein friedvolles und gesundes Jahr 2015.

Eutin, im November 2014

Dieter Holst
Bürgervorsteher

Klaus-Dieter Schulz
Bürgermeister

Die Seiten

10 bis 15

**sind im Internet leider
nicht verfügbar!**

HERBST DES LEBENS

Die Blätter fallen, fallen von weit,
als welken in den Himmeln
ferne Gärten,
sie fallen mit verneinender Gebärde,
und in den Nächten
fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: Es ist in allen.
Und doch ist Einer,
welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

RAINER MARIA RILKE

DIE EVANGELISCHE GEMEINDE IN NEUSTETTIN/SZCZECINEK

Neustettin: Chronologie der Betreuungsfahrten bis zur dies- jährigen im Jahre 2014

Lange war Neustettin nach Stolp die zweitstärkste evangelische Gemeinde mit deutschem Gottesdienst. Außer in Stolp gab es in den achtziger Jahren nirgends so viele Konfirmandinnen, die alle vom Pommernkonvent ausgesteuert wurden. Inzwischen sind viele von ihnen fortgezogen oder gar nach 1990 nach Deutschland ausgewandert, doch eine ist Gemeindeglied geblieben und Małgorzata hat seit kurzem teure Deutschkurse besucht, um dem deutschen Gottesdienst besser folgen zu können.

Auch in anderen Orten wie in Lauenburg und Schivelbein traf man sich in ehemaligen Friedhofskapellen, doch nirgends sonst in einer jüdischen Friedhofskapelle – in den dreißiger Jahren waren die Juden verfolgt worden, nach 1945 waren es die Deutschen, die dort in der Leichenhalle Ruhe und Frieden fanden - Ironie der Geschichte! Beeindruckend ist auch das eingezäunte Gelände rings um die Kapelle, sicherlich größer als ein Schrebergarten. Kapelle

und Grundstück erforderten über die Jahrzehnte viel Arbeitseinsatz, mehrmals wurde die Kapelle gründlich renoviert, durch unterschiedliche Sponsoren unterstützt. Auch Demmin, eine Gemeinde in Vorpommern, gehörte einmal dazu, doch immer wieder steigt die Feuchtigkeit die Wände hoch. Der Taufstein und der Altar sind eine Spende vom Diakonissen-Mutterhaus Kinderheil, früher Stettin, jetzt Bad Harzburg.

Eine weitere Besonderheit dieser Kösliner Filialgemeinde besteht darin, dass der Heimatkreis regen Kontakt zur Gemeinde hält, wie wir es sonst nur von Belgard-Schivelbein kennen. Dazu kommt noch, dass es einige »Rückwanderer« in der Gemeinde gibt. Einer von ihnen, der inzwischen krankheitshalber erneut nach Deutsch-



land zurückgekehrt ist, war Alfred Haß, der sogar Gemeindeältester wurde, der aber auch kräftig selber Hand anlegte und dazu den jetzigen »jungen« Gemeindeältesten **Waldemar Jagodzki** (geb. 1948) so gut anlernte, dass er jetzt alle damit verbundenen Aufgaben übernommen hat. Dieser hat nur eine kleine Invalidenrente, deswegen ist es für ihn besonders schwierig, dass er immer wieder wochenlang Ausgaben für Heizöl, Strom und Gas für die Kapelle vorschießen muss.

Wilhelm Hoffmann, ehemaliger Geschäftsführer der Pommer-schen Landsmannschaft, stammte aus Lottin/**Neustettin**. Weil er selber als schwer Kriegsversehrter aus gesundheitlichen Gründen nicht nach Pommern fahren konnte, schickte er 1986 die Müllers-Tochter Brigitte Schmidt mit dem sogenannten „Bugenhagenchor“ nach Pommern. Sie fing Feuer, wurde zuerst Konventsmitglied, dann Vorstandsmitglied, und fuhr immer wieder nach Neustettin, solange es ihre Gesundheit erlaubte und motivierte auch ihre Schulfreundinnen mitzumachen.

Die Betreuungsarbeit ließ sich nur bewältigen, wenn man die Arbeit aufteilte. Damals versorgten die Diakonin Marga Giese, Ingeborg von Mackensen und Pastor

Last zum Beispiel **Stettin** – doch alle drei sind inzwischen verstorben und wurden von Ingeborg Pfaffenbach abgelöst, die sich inzwischen aber auch schon damit überfordert fühlt. Den **östlichen Zipfel hinter Stolp** versorgte bald Ingrid Saenger, deren Stammquartier Stolpmünde geworden war, denn in der Heimat ihres Vaters bei Bütow gab es keine Evangelischen. Rita Schellers Standquartier war immer **Köslin** und Großmöhlen gewesen, wo ihre mütterliche Familie seit Jahrhunderten verwurzelt war. So ergab es sich von selbst, dass 1990 das erste evangelische Sommerfest in Zitzmin bei Köslin gefeiert wurde und die großen Konventstreffen von 1996 bis 2008 im Zwei-jahresrhythmus im Priesterseminar in Köslin stattfanden. Auch **Sigrid Noltes** Vorfahren stammten aus der Kösliner Gegend, doch dann wurde sie die Nachfolgerin von Brigitte Schmidt, lernte sie die Geschwister Jagodzki kennen und orientierte sich nach **Neustettin**, wohin sie inzwischen alljährlich fährt und viele Hausbesuche macht.

Ihre Besuchstouren sind etwas anders organisiert als die übrigen: Um die langen Anfahrten zu sparen, nimmt sie in Neustettin Quartier und nicht im Kösliner Gemeindezentrum. Sie fährt auch

nicht allein, sondern nimmt **Ursel Solka** (die im Oktober 85 Jahre alt wurde) und die mit 76 Jahren noch relativ junge **Rosemarie Jagodzki** mit. Das hat den Vorteil, dass die Besuchten gleichzeitig Kontakt zu einigen Gemeindegliedern haben und dass Sigrid Nolte nicht alleine singen muss, sondern beim Singen Unterstützung hat. Natürlich bringt sie stets ein paar Kleinigkeiten mit, die freudig und dankbar angenommen werden, aber viel wichtiger ist die Zuwendung und das Geschenk an Zeit. Sie erfuhr es bei einem Besuch bei **Inge Klatt** in Kasimirshof. Sie erzählte ihr, dass der verstorbene HKA-Vorsitzende **Ulrich Schreiber** sie vor Jahren überraschend besucht habe und ihr damals einen Feldblumenstrauß mitgebracht habe. Das sei ihr als besondere Freude in Erinnerung geblieben, obwohl sie einen Garten mit Blumenbeet hatte und hat.

Wie gut, dass inzwischen alle Frauen telefonisch erreichbar sind, denn **Else Rolik** in Bärwalde hatte zwischen all den Arztterminen nur einen freien Tag, wo sie zu Hause war. Bei **Lotte Gudz**, die im Dezember 85 Jahre alt werden will, nimmt es die Familie immer noch als selbstverständlich an, dass sie für alle und für alles sorgt. Da tut ihr ein bisschen Bestätigung wirk-

lich gut. Offiziell wurde ihr Vorname in »Leokadia« polonisiert, doch selbst der Postbote weiß inzwischen, dass sie die „Lotta“ ist. **Elfriede Homann** aus Geglenfelde bei Schlochau ist krankheitshalber seit Jahren praktisch ans Zimmer gebunden, aber glücklich, dass ihre Finger noch einigermaßen beweglich sind und sie alle Freunde und Bekannten mit Deckchen und Eierwärmern versorgen kann. Ihre jüngere Schwester Anna Wild, die im vorigen Jahr starb, gehört mit der ganzen Familie zur evangelischen Gemeinde in Stolp, ihr Neffe hat bereits sein ev. Theologiestudium abgeschlossen und „praktiziert“ derzeit in Schlesien. Dann fuhren sie zu **Grete Klorek** nach Preußisch Friedland bei Schlochau. Diese hat eine Betreuerin. Dort konnten sie nicht mehr **mit** ihr beten, sondern nur noch **für** sie, was die Betreuerin beeindruckte, denn die alte Frau hatte schon lange keinen geistlichen Beistand mehr gehabt.



Der große Kummer der winzigen, überschulenkten **Grete Thiel** ist, dass sie in Steinburg (Skoki), zwischen Lottin und Vangerow gelegen, so weit von allen abgeschnitten ist. Sie schafft es vom Haus aus nicht mehr bis zur nächsten Bushaltestelle. Sie friert ständig und wollte auch bei 36 Grad im Schatten neben ihrem warmen Ofen sitzen. Bei ihr haben sie besonders viel gesungen. Dabei kam heraus, dass sie und Ursel Solka **Mitkonfirmandinnen** sind! Auch **Magdalena Fafora** konnten sie in Neustettin besuchen sowie eine Frau bei Dramburg, die zwar nicht zur evangelischen Gemeinde gehört, die aber gern vom evangelischen Pastor beerdigt werden möchte und die darum bat, Kontakt zu ihm herzustellen.

Zwischendurch konnte sich Sigrid Nolte immer wieder mit **Waldemar Jagodzki**, dem Küster und Gemeindeältesten unterhalten und ihn ermutigen, weiter für die Gemeinde zu wirken, selbst wenn er dafür nicht gleich bezahlt wird und kaum Zuspruch und Lob erhält. So hatte Sigrid Nolte in ihrer Betreuungswoche in Pommern zu zehn Gemeindegliedern engen Kontakt, nicht gerechnet diejenigen, die sie beim Gottesdienst am 27. Juli und bei der Bibelstunde, die sie gemeinsam mit Frau Adalhid

Karp am 31. Juli hielt, begrüßen konnte. *(Rita Scheller)*

Bibelstunde

Die Bibelstunde dauerte natürlich deutlich länger als eine »Stunde«. Ursel Solka, Elfriede Minke und Frau Karp hatten mit Rosemarie und Waldemar schon den Kaffeetisch gedeckt. Wir begannen mit »Geh aus mein Herz ...« und sprachen über die Bäume als Wunder der Schöpfung. Geschickt fügte Frau Karp immer wieder Lieder ein, die gern gesungen wurden, ganz gleich, ob es kirchliche oder weltliche waren. Weil sich die Frauen so selten sehen und nach dem Gottesdienst immer schnell zum Bus oder zum wartenden PKW hetzen, genossen sie auch, einmal in Ruhe miteinander klönen zu können. Nach dem Vaterunser sangen wir noch das hinterpommersche Trostlied: »So nimm denn meine Hände ...«

Für mich persönlich hat sich die Reise durchaus gelohnt: Ich merkte, wie ich gebraucht wurde, und darum wird sich meine Reise auch für die letzten in der Heimat verbliebenen Menschen gelohnt haben. Ich danke allen Spendern, die es mir ermöglicht haben, diese Reise durchzuführen. Am 27.10.1991 schrieb Rita Scheller einen Bericht für die Greifswalder

Kirchenzeitung und schloss ihn mit folgenden Worten: »Wir sehen die Betreuung der Evangelischen deutscher Zunge als unsere Lebensaufgabe an, das gilt im doppelten Sinne: Wenn wir einst zu alt sind, wird unser Einsatz nicht mehr erforderlich sein, doch die kommenden zwanzig Jahre müssen wir noch durchhalten, denn es ist nicht unser Ziel, »alte Bäume« zu verpflanzen.« Inzwischen sind bereits 23 Jahre vergangen – wie viel Zeit mag uns jetzt noch bleiben? (Sigrid Nolte, Göttingen)

Frau Adalheid Karp ist stellvertretende Vorsitzende im »Helferbund Rita von Gaudecker«, während Frau Sigrid Nolte stellvertretende Vorsitzende in der Rita-von-Gaudecker-Stiftung ist. Frau Dr. Rita Scheller und ihre Tochter Mechthild arbeiten im Vorstand beider Vereinigungen.

Zur aktuellen Situation in Neustettin

Die Rückkehr von Alfred Haß (s. o.) hinterließ eine Lücke. Sie konnte jedoch teilweise ausgefüllt werden durch Uwe Schmidt. Er hatte bei einer Kur in Kolberg seine polnische Frau kennengelernt und zog zu ihr nach Pielburg. Wenn er zum Gottesdienst nach Neustettin fährt, macht er einen kleinen Schlenker nach Juchow und nimmt Lotta auf.

Ein Segen für die Gemeinde

sind Christa Himmele und Tochter Dorothee Himmele-Doll.

Vor mehreren Jahren kamen sie nach Polen und betreiben auf dem früheren Wengershof bei Streitzig ökologischen Gartenanbau (Methode Demeter). Tochter Dorothee besucht regelmäßig den Gottesdienst. Für Besucher aus Deutschland übersetzt sie oder begleitet sie zu den früheren Wohnorten. Außerdem übersetzt sie noch Akteneinträge für Slwomir Miara, dem Leiter des Staatsarchivs in der Parkstraße. Hier ist auch die Mutter Christa sehr gefragt, kann sie doch noch alte deutsche Buchstaben und die Sütterlin-Schrift lesen.

Ein Sonderfall ist Fritz Samhofer. Bei der Spargelernte im Heppenheimer Raum lernte er seine Frau Wanda kennen und kaufte sich mit ihr ein Haus in Streitzig. Obgleich katholisch, besucht er gelegentlich den Gottesdienst, um die deutsche Sprache nicht zu verlieren.

Die deutsche Sprache ist für die Gemeindemitglieder sehr wichtig, und sie hoffen, dass der Gottesdienst noch lange in deutscher Sprache gehalten wird; ihm folgt dann eine Zusammenfassung in polnischer Sprache.

Besonders erfreut sind alle über Besucher aus dem Westen (die

Gottesdienste finden jeden vierten Sonntag im Monat um 11.15 Uhr statt). Hervorheben möchte ich das Ehepaar Ingrid und Willi Dehn. Mit Rosemarie und Waldemar Jagodzki fuhren sie (zum ersten Mal nach dem Krieg) zu Rosemaries Kinderheimat nach Danzig-Langfuhr. Willi feierte sogar in diesem Jahr mit ihnen und Ursel Solka seinen 75. Geburtstag in Neustettin.

Mißlich für alle ist die Situation im Winter. Die ehemalige Leichenhalle ist nur schwer zu beheizen. Hier leistet Waldemar Jagodzki eine sehr verantwortungsvolle und schwere Arbeit, wenn er schon früh hingeht und den Ofen anmacht. Die Mauern sind nur unzureichend isoliert, es

steigt immer wieder Feuchtigkeit auf. Es gibt viele Stellen, an denen die Farbe und manchmal auch der Verputz heruntergefallen ist. Eine Grundsanierung ist unerschwinglich teuer, aber vielleicht kann der Innenraum noch einmal angestrichen werden – auch wenn das nur für einige Jahre ausreicht.

Noch lebt die evangelische Gemeinde in Neustettin. Ein Höhepunkt war der Besuch eines Posaunenchores aus Oberkrämer. Dort spielt der Bruder von Alfred Haß. Sie begleiteten den Gottesdienst und spielten anschließend auch noch eine Weile vor der Kapelle – und da schauten mit einem Mal aus den umliegenden Häusern viele Menschen heraus. Ein nachhaltiger Erfolg! *S. Raddatz, Köln*

Advent

Nu is dat wedder ees so wiet,
bald kuumt de leve Winachtstiet,
un darüm segg ik: freugt juuch, Lüür!
Uns Hergott kuumt up disse Jer.

Jawoll, he kuumt, dat is gewiß!
He frögg nich, wat för Weder is,
un driüschd dat ok von baven dal
mit Jes un Snei, dat's em egaal.
Jüst dar, wur't feelt an Sünnenschien,
dar will he hen, dar mütt he sien.

He frögg ok nich, of arm or riek?
Nee, Herr und Knecht sünd bi eim gliek.
He kuumt bi Groot und kuumt bi Lüüt,
bi alle Menschen, swart un witt.

Blots en lüüt Ding up disse Welt,
wenn dat sik em towedderstellt,
denn kuumt he dar nich över weg.
Un glööv mi man, wenn ik di segg:
Dat is dien Hart! Wenn dat nicht will,
wenn dat sik em versluten süll,
hett he keen Macht mier över di,
denn geit he an dien Döör vorbi.

Sluut up! Noch steit he ja darvör!
Sluut up, sluut up dien Hartensdöör!
Ja, kumm to mi, Herr Jesu Christ,
Du weest, dat du mi helpen müßt.

Bernhard Trittelwitz, 1878 – 1969

Chronologie des 1. Weltkriegs

1889

Berta von Suttners »Die Waffen nieder« erscheint. 1905 erhält sie dafür den Nobelpreis.

1900 bis 1910

Der ›Boxeraufstand‹ in China, der russisch-japanische Krieg, die erste Marokkokrise und die Balkankrise stellen die europäischen Bündnissystem in Frage.

1905

Alfred Schlieffen entwickelt den nach ihm benannten Plan, der im Falle eines Krieges vorsieht, zuerst (innerhalb kürzester Zeit) Frankreich zu besiegen, um danach gegen Russland kämpfen zu können und so einen Zwei-Fronten-Krieg zu vermeiden.

1911

Der Einmarsch französischer Truppen in Marokko sowie die Entsendung des deutschen Kanonenbootes ›Panther‹ (Panthersprung) nach Agadir führen zur zweiten Marokkokrise.

1912

17. Oktober. Kriegserklärung des Balkanbundes an das Osmanische Reich eröffnet den ersten Balkankrieg.

22./23. November. Britisch-französischer Notenaustausch über eine militärische Zusammenarbeit im Kriegsfall





Europa vor dem Ersten Weltkrieg.

1913

März und April. Vorlage umfangreicher französischer und deutscher Rüstungsvorhaben (Heeresvergrößerungen) in den jeweiligen Parlamenten. Auf französischer Seite entwickelt der Chef des Generalstabes Joseph Joffre den ›Plan XIV‹, der im Kriegsfall die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens zum Ziel hat.



26. Juni. Ausbruch des Zweiten Balkankrieges

19. Juli. Die französische Abgeordnetenkammer beschließt das ›Loi des trois ans‹, mit dem der Militärdienst von zwei auf drei Jahre verlängert wird, um in einem eventuellen Krieg genügend Soldaten aufbieten zu können.

20. August. Friede von Bukarest. Der Balkan bleibt das ›Pulverfass‹ Europas.

1914

28. Juni. Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gattin in Serajewo

5. Juli. ›Hoyos-Mission‹: Kaiser Wilhelm II. sichert Österreich-Ungarn die deutsche Unterstützung zu.

13. Juli. Der sozialistische Politiker, Historiker und Pazifist Jean Jaurès, der sich um einen friedlichen Ausgleich mit Deutschland bemüht, wird von einem französischen Nationalisten ermordet.
23. Juli. Österreich-Ungarn unter Kaiser Franz-Joseph stellt Serbien ein Ultimatum.
25. Juli. Mobilmachung der serbischen Armee. Der russische Kronrat beschließt die Unterstützung Serbiens
28. Juli. Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg.
1. August. Deutschland erklärt Russland unter Zar Nikolaus II. den Krieg.
Generalmobilmachung Deutschlands unter General Helmut von Moltke und Frankreichs unter General Joseph Joffre. Italien erklärt seine Neutralität.
4. August. Großbritannien bricht seine Beziehungen zu Deutschland ab (Kriegszustand). Die Parteien des deutschen Reichstags bewilligen die Kriegskredite. Ausrufung des ›Burgfriedens‹ durch den Kaiser. (»Ich kenne keine Partei mehr, ich kenne nur noch Deutsche ...«) Einmarsch deutscher Truppen in Belgien.
6. August. Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Russland. Serbien erklärt Deutschland den Krieg.
9. August. Das britische Expeditionskorps landet in Frankreich.
10. August. Schlacht von Mülhausen: Französische Verbände räumen die Stadt
11. August. Frankreich erklärt unter dem Präsidenten Raymond Poincaré (1913-20) Österreich-Ungarn den Krieg. Einmarsch österreichisch-ungarischer Truppen in Serbien.
12. August. Großbritannien erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.
16. August. Die Festung Lüttich wird nach tagelangem Beschuss der deutschen Artillerie zerstört.
- 19./20. August. Deutsche Truppen besetzen Brüssel. Die belgische Armeeführung flieht nach Antwerpen.



20./22. August. Schlacht in Lothringen: schwere französische Verluste

22. August. Einmarsch russischer Truppen in Galizien. Schlacht bei Krasnik und Komarów.

23. August. Kriegserklärung Japans unter Tenno Yoshihito Taisho an Deutschland.

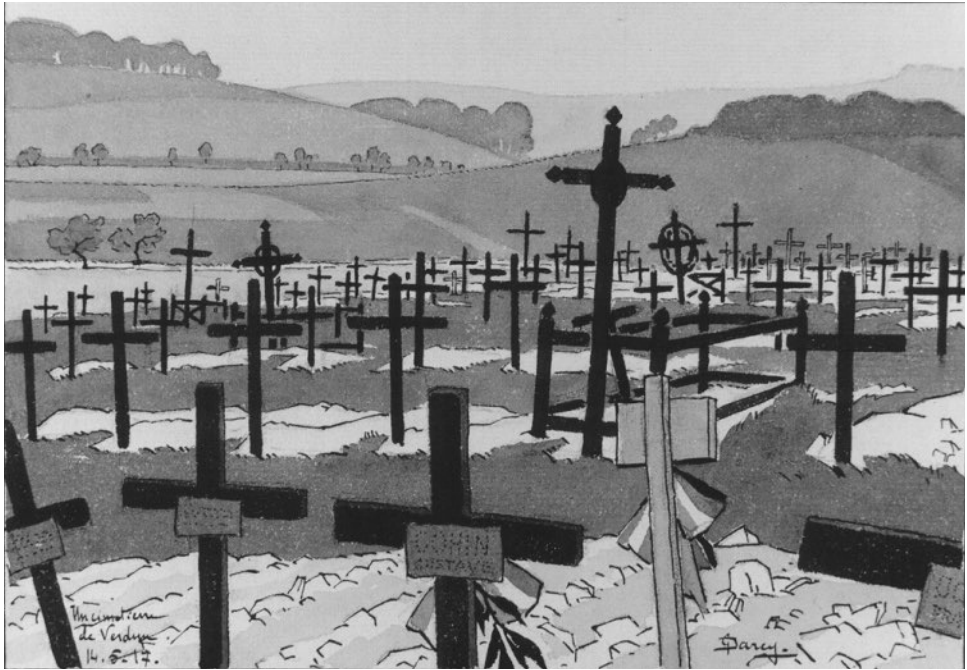
Österreich-Ungarn erklärt Japan den Krieg. Hindenburg übernimmt die Führung der 8. Armee (Ostfront).

25. August. Zerstörung der Bibliothek von Löwen durch deutsche Truppen. Einnahme der Festung Namur.

26. bis 30. August. Schlacht bei Tannenberg. Vernichtung der russischen Narew-Armee.

2. September. Deutsche Truppen erreichen die Marne und bedrohen Paris. Die französische Regierung zieht sich nach Bordeaux zurück.

5. bis 12. September. Erste Marne-Schlacht



- 12. September. Beginn der ersten Schlacht an der Aisne (bis 24. Oktober): ›Wettlauf zum Meer‹.
- 14. September. Ablösung Moltkes als Generalstabschef durch den ehemaligen preußischen Kriegsminister, General Erich von Falkenhayn.
- 18.bis 20. September. Beschießung der Kathedrale von Reims durch deutsche Verbände
- 26. September. August Macke fällt bei Perthes-lès-Hurlus (Champagne).
- 09. Oktober. Einnahme Antwerpens. Flucht der belgischen Regierung nach Le Havre
- 20. Oktober. Beginn der ersten Flandern-Schlacht (bis Mitte November)
- 28. Oktober. Flandrisches Küstengebiet wird von der belgischen Armee geflutet.
- 1. November. Hindenburg und Ludendorff erhalten den Oberbefehl über die Ostfront.



- 2. bis 6. November: Russland, Großbritannien und Frankreich erklären dem Osmanischen Reich den Krieg.
- 3. bis 5. November. Lettow-Vorbeck's Schutztruppe besiegt britische Einheiten bei Tanga (Deutsch-Ostafrika).
- 7. November. Der deutsche Marinestützpunkt Tsingtau kapituliert vor den Japanern.
- Mitte November. Verlustreiche Kämpfe in Flandern (Langemarck). Die gesamte Westfront wird zum Stellungskrieg.
- 18. November. Die französische Regierung kehrt nach Paris zurück.
- 8. Dezember. Beginn der ersten Champagne-Schlacht (bis März 1915).
- 17. Dezember. Beginn der ersten Artois-Offensive (bis 20. Dezember)

1915

25. Januar. Einführung von Brotmarken in Deutschland: Rationierung von Lebensmitteln.

4. Februar: Deutschland erklärt das Seegebiet um die Britischen Inseln als Sperrgebiet.

7. bis 21. Februar. Winterschlacht in Masuren: 100 000 russische Gefangene

22. Februar. Beginn des deutschen uneingeschränkten U-Boot-Krieges.

April/Mai. Zweite Flandern-Schlacht, deutscher Einsatz von Giftgas

26. April. ›Londoner Vertrag‹:

Geheimabkommen der Entente mit der italienischen Regierung führt zum Kriegseintritt Italiens. Deutsche Offensive in Litauen und Kurland.

7. Mai. Versenkung des britischen Passagierdampfers ›Lusitania‹ durch ein deutsches U-Boot. Konflikt mit den USA.

9. Mai. Beginn der zweiten Artois-Offensive der französischen Armee (bis 18. Juni)

Anfang Juli. Deutsche Offensive an Bug und Weichsel. Konferenz der alliierten Militärführer in Chantilly: Abstimmung über Herbstoffensive.

9. Juli. Kapitulation der Kolonie Deutsch-Südwestafrika

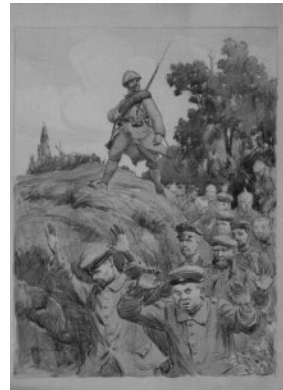
13. Juli. Beginn der deutschen Offensive am Narew (bis 24. August)

19. August. Versenkung des englischen Passagierdampfers ›Arabic‹ durch deutsches U-Boot.

26. August. Deutsche Bug-Armee erobert Brest-Litowsk.

22. September. Beginn der zweiten Champagne-Schlacht (›Herbstschlacht in der Champagne‹)





25. September. Beginn der dritten französischen Artois-Offensive

14. Oktober. Kriegserklärung Bulgariens an Serbien.

15. Oktober. Großbritannien erklärt Bulgarien den Krieg.

16. Oktober. Frankreich erklärt Bulgarien den Krieg.

1916

1. Januar. Gründung der ›Gruppe Internationale‹ durch Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg:

Anfänge des Spartakus-Bundes

27. Januar bis Mai. Im Vereinigten Königreich (mit Ausnahme Irlands) wird die Wehrpflicht für alle Männer zwischen 18 und 41 Jahren eingeführt

21. Februar. Beginn der Kämpfe um Verdun (bis Ende Juli)

25. Februar. General Pétain übernimmt den Oberbefehl über die französischen Verbände bei Verdun. Deutsche Truppen erobern das Fort Douaumont.

4. März. Franz Marc fällt bei Verdun. Das Deutsche Reich setzt den uneingeschränkten U-Boot-Krieg vorübergehend aus. Rücktritt des Großadmirals Alfred von Tirpitz (15. März)

9. März. Das Deutsche Reich erklärt Portugal den Krieg.

31. Mai. Seeschlacht am Skagerrak (bis 1. Juni).

- 4. Juni. Beginn der Brussilow-Offensive auf einer Frontlänge von 350 Kilometern von Wolhynien bis in die Bukowina (bis Ende August).
- 7. Juni. Fort Vaux bei Verdun wird durch deutsche Truppen erobert.
- 1. Juli. Beginn der Schlacht an der Somme (bis 25. November).
- 28. August. Italien erklärt dem deutschen Reich den Krieg. Das Deutsche Reich, Bulgarien und das Osmanische Reich erklären Rumänien den Krieg.
- 29. August. Rücktritt Falkenhayns (28. August). Hindenburg wird zum Chef des Generalstabs des Feldheeres und Ludendorff zum Ersten Generalquartiermeister ernannt.
- 15. September. Erster Einsatz britischer Tanks an der Somme-Front.
- 30. September. Hindenburg-Programm: Mobilisierung zusätzlicher Arbeitskräfte und Steigerung der Rüstungsproduktion.
- 24. Oktober. Französische Generaloffensive bei Verdun (bis 03. November)
- 5. November. Proklamation eines von den Mittelmächten abhängigen ›Königreichs Polen‹.
- 21. November. Tod des Kaisers Franz Joseph von Österreich-Ungarn.
- 12. Dezember. Aufgrund seiner Leistungen bei der Verteidigung von Verdun und seiner erfolgreichen Gegenoffensive wird General Robert Nivelle zum Oberbefehlshaber des französischen Heeres ernannt. Trotz seines rücksichtslosen Einsatzes von Soldaten (›Blutsäufer‹) und dem Verlust von 140 000 Mann erzielt er nur geringe Geländegewinne.
- Mitte Dezember. Ende der Kämpfe um Verdun: Französische Truppen besetzen Fort Douaumont.
- 18. Dezember. Aufforderung des US-Präsidenten an die kriegsführenden Mächte, die Friedensbedingungen und Forderungen offen zu erörtern.
- 26. Dezember. Das Deutsche Reich erklärt sich zur Teilnahme an einer Friedenskonferenz bereit, lehnt jedoch eine amerikanische Vermittlung ab.

30. Dezember. Die Alliierten weisen die deutsche Friedensoffensive zurück.

1917

- 10. Januar. Die Ententemächte geben in einer gemeinsamen Note erstmals ihre Kriegsziele bekannt.
- 12. Januar. Hungerprotest vor dem Rathaus in Hamburg. Es folgen weitere öffentliche Proteste im deutschen ›Steckrübenwinter‹.
- 1. Februar. Das Deutsche Reich erklärt den uneingeschränkten U-Boot-Krieg.
- 3. Februar. Die USA brechen die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab.
- 9. Februar. Beginn des deutschen ›Unternehmens Alberich‹: Rücknahme eines Frontbogens an der Westfront.
- 8. März. Ausbruch der russischen Februarrevolution: Abdankung des Zaren (15. März) und Bildung einer Provisorischen Regierung.
- 16. bis 19. März. Deutscher Rückzug in die ›Siegfried-Stellung‹.
- 6. April. Die USA erklären Deutschland den Krieg.
- 7. April. ›Osterbotschaft‹ Wilhelms II: Der Kaiser verspricht die Aufhebung des preußischen Dreiklassenwahlrechts nach Kriegsende
- 9. April. Angriff britischer Truppen (mit Tanks) bei Arras
- 11. April. Gründung der USPD in Gotha
- Mitte April. ›Hungerstreiks‹ in Berlin, Leipzig und anderen deutschen Großstädten gegen die Verschlechterung der Lebensmittelversorgung.
- 16. April. Beginn der dritten Champagne-Schlacht (bis 25. Mai) und der Schlacht am Chemin des Dames (Nivelle-Offensive).
- 29. April. Meutereien französischer Einheiten am Chemin des Dames (bis Anfang Juni)

- 15. Mai. Pétain löst Nivelle als Oberbefehlshaber ab.
- 29. Juni. Griechenland erklärt dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn, dem Osmanischen Reich und Bulgarien den Krieg.
- 6. Juli. Matthias Erzberger (Zentrum) fordert im Reichstag einen Verständigungsfrieden ohne Annexionen. Bildung eines Interfraktionellen Ausschusses
- 7. Juli. Der bislang größte deutsche Luftangriff auf London fordert 54 Tote und 190 Verwundete
- 14. Juli. Rücktritt des deutschen Reichskanzlers Theobald von Bethmann-Hollweg; Nachfolger wird Georg Michaelis
- 19. Juli. ›Friedensresolution‹ des Reichstags.
- 31. Juli. Beginn der dritten Flandern-Schlacht (bis Anfang November).
 - 1. August. Friedensnote des Papstes Benedikt XV.
 - 5. August. Meutereien in der deutschen Hochseeflotte
- 14. August. China erklärt dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn den Krieg.
- 26. August. Pétains Offensive bei Verdun führt zur Rückeroberung der Höhe ›Toter Mann‹.
 - 2. September. Alfred von Tirpitz und Wolfgang Kapp gründen die Deutsche Vaterlandspartei
- 23. Oktober. Deutsche Verbände räumen den Chemin des Dames.
- 26. Oktober. Angriff kanadischer Einheiten bei Passchendaele (Ypernbogen): Einnahme am 6. November.
 - 1. November. Reichskanzler Michaelis wird durch Georg von Hertling abgelöst (bis 30. September 1918).
 - 7. November. Oktoberrevolution (julianischer Kalender: 25. Oktober) in Russland: Die bürgerliche Regierung wird durch die Bolschewiki unter Lenin gestürzt.
 - 8. November. ›Dekret über den Frieden‹: Internationaler Appell des russischen Kongresses der Arbeiter- und Soldatenräte zur Aufnahme von Friedensgesprächen.

20. November. Beginn der Tank-Schlacht von Cambrai.

7. Dezember: Kriegserklärung der USA an Österreich-Ungarn.

Mitte Dezember. Vollständige Besetzung Deutsch-Ostafrikas durch britische Truppen

22. Dezember. Aufnahme von Verhandlungen zwischen Russland und den Mittelmächten über einen Separatfrieden (Brest-Litowsk).

1918

8. Januar: Präsident Wilson legt sein 14-Punkte-Programm zur Herbeiführung eines allgemeinen Friedens vor.

24. Januar. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn lehnen Wilsons 14-Punkte-Programm ab.

Ende Januar. Massenstreiks in Berlin und anderen deutschen Städten: Gefordert werden u.a. ein rascher Friedensschluss in Brest-Litowsk, ein demokratisches Wahlrecht sowie eine bessere Lebensmittelversorgung.

10. Februar. Abbruch der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk durch Trotzki: Wiederaufnahme der Kampfhandlungen (18. Februar); rascher deutscher Vormarsch ohne russische Gegenwehr.

3. März. Unterzeichnung des Friedens in Brest-Litowsk: Russland tritt Polen, die baltischen Staaten, Finnland und die Ukraine ab.

März/April. Vormarsch deutscher Verbände im Kaukasus, auf der Krim sowie in Finnland.

21. März. Beginn der deutschen Frühjahrsoffensiven an der Westfront (bis Mitte Juli; Michael-Offensive bis 05. April).

22./23. April. Infolge der deutschen Frühjahrsoffensive wird für die Alliierten die Notwendigkeit eines gemeinsamen Oberbefehlshabers evident. General Ferdinand Foch wird deshalb zum Marschall ernannt und koordiniert die ›Hunderttageoffensive‹, Britischer Flottenvorstoß gegen deutsche U-Boot-Stützpunkte in Zeebrügge und Ostende.

27. Mai. Deutsche Offensive am Chemin des Dames (Aisne): Durchbruch bis zur Marne (30. Mai).

- 14. Juni. Nach misslungenen Angriffen bei Noyon und Compiègne ordnet Ludendorff die Einstellung der Offensive an.
- 16./17. Juli. Deutsche Offensive an der Marne.
- 18. Juli. Beginn der alliierten Gegenoffensive zwischen Soissons und Reims: Angriff der Franzosen bei Villers-Cotterets mit 400 Tanks.
- 8. August. Britisch-französische Offensive bei Amiens führt zu schweren deutschen Verlusten.
- 12. bis 15. September. Erfolgreiche Offensive des amerikanischen Expeditionskorps gemeinsam mit französischen Verbänden am St.Mihiel-Bogen.
- 26. September. Offensive alliierter Verbände zwischen Maas und Argonnen.
- 29. September. Die OHL fordert von der Reichsregierung die Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen.
- 3. Oktober. Nach dem Rücktritt von Graf Hertling (30. September) wird Prinz Max von Baden zum Reichskanzler ernannt: Bildung einer parlamentarischen Regierung. Max von Baden ersucht die Alliierten um einen Waffenstillstand auf der Grundlage der 14 Punkte (4./5.Oktober).
- 12. Oktober. Zweite deutsche Note an USA (Regierung akzeptiert Wilsons Bedingungen):
- 16. Oktober. ›Völkermanifest‹ des österreichisch-ungarischen Kaisers Karls I: Zusicherung der Gleichberechtigung der Nationen der Habsburger-Monarchie im Rahmen eines föderativen Staates.
- 21. Oktober. Ausbruch revolutionärer Unruhen in Österreich.
- 24. Oktober. Hindenburg und Ludendorff verlangen die Wiederaufnahme der Kampfhandlungen.
- 26. Oktober. Entlassung Ludendorffs. Sein Nachfolger wird Wilhelm Groener.
- 27. Oktober. Österreich-Ungarn bietet den Alliierten Waffenstillstand und einen Sonderfrieden an.

29. Oktober. Einheiten der deutschen Hochseeflotte in Wilhelmshaven weigern sich auszulaufen.
3. November. Matrosenaufstand in Kiel: Arbeiter- und Soldatenräte übernehmen die Macht (04. November). Waffenstillstand zwischen Österreich-Ungarn und der Entente.
5. bis 8. November. Ausbreitung der revolutionären Bewegungen von Kiel aus auf ganz Deutschland u. a. mit dem Ziel einer sofortigen Beendigung des Krieges.
7. November. Bildung einer Revolutionsregierung in München unter Kurt Eisner (USPD); Proklamation eines ›Freistaats Bayern‹. König Ludwig III. von Bayern wird abgesetzt.
8. November. Beginn der Waffenstillstandverhandlungen in einem Eisenbahnwaggon in der Nähe von Compiègne.
9. November. Rücktritt Wilhelms II. und Flucht des Kaisers in die Niederlande, die ihm Asyl gewähren. Ausrufung der Deutschen Republik durch Philipp Scheidemann und kurz darauf (›Sozialistische Republik‹) durch Karl Liebknecht in Berlin.
10. November. Friedrich Ebert (SPD) wird Vorsitzender des Rates der Volksbeauftragten.
11. November. Matthias Erzberger (Zentrum) unterzeichnet für das Deutsche Reich den Waffenstillstandsvertrag im Wald von Compiègne nordöstlich von Paris.
- November. Offizielle Abdankung Kaiser Wilhelms II.
16. bis 20. Dezember. Deutscher Rätekongress in Berlin beschließt Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919.

1919

1. Januar. Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD).
6. bis 15. Januar. Spartakusaufstand (unter Beteiligung von KPD, USPD sowie revolutionären Obleuten in den Betrieben).
15. Januar. Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg durch Angehörige der Garde-Kavallerie-Schützen-Division und Freikorpsoffiziere.
18. Januar. Eröffnung der Pariser Friedenskonferenz im Schloss Versailles mit 70 Delegierten aus 27 Siegerstaaten unter dem Vorsitz des französischen Ministerpräsidenten Georges Clemenceau.
19. Januar. Wahlen zur Verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung.
11. Februar. Eröffnung der Weimarer Nationalversammlung. Wahl Friedrich Eberts zum Reichspräsidenten.
13. Februar. Bildung einer Regierung aus SPD, DDP und Zentrum unter Ministerpräsident Philipp Scheidemann (SPD).
21. Februar. Ermordung des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner durch einen rechtsradikalen Attentäter.
24. März. Erste Sitzung des ›Rates der Vier‹ (Wilson, Clemenceau, Lloyd George, Orlando) zur Vorbereitung des Versailler Abkommens. Der ›Viererrat‹ tagt bis zum 20. Juni insgesamt 148-mal. Kaiser Karl I. von Österreich-Ungarn geht ins Exil.
- 6./7. April. Ausrufung der Räterepublik in München
28. April. Verabschiedung der Völkerbundsatzung durch die Vollversammlung der Pariser Friedenskonferenz.
29. April. Eintreffen der deutschen Delegation in Versailles.
- 1./2. Mai. Zerschlagung der Münchener Räterepublik durch Regierungstruppen.
7. Mai. Übergabe der Friedensbedingungen an die deutsche Delegation in Versailles ohne mündliche Aussprache.

- 29. Mai. Überreichung der deutschen Gegenvorschläge. Ultimative Forderung nach Annahme der Friedensbedingungen seitens der Alliierten (16. Juni).
- 20. Juni. Rücktritt der Regierung Scheidemann
- 21. Juni. Koalitionsregierung aus SPD und Zentrum unter Gustav Bauer (SPD).
- 23. Juni. Billigung der bedingungslosen Annahme des Vertrages durch die Nationalversammlung.
- 28. Juni. Unterzeichnung des Vertrags von Versailles durch Außenminister Hermann Müller.
- 9. Juli. Ratifizierung des Friedensvertrags durch die Nationalversammlung mit 209 :116 Stimmen.
- 12. Juli. Aufhebung der alliierten Bockade gegen Deutschland.
- August. Unterzeichnung der von der Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung durch Reichspräsident Ebert.

*Aus dem Katalog der Ausstellung
MENSCHEN-SCHLACHTHAUS,
Der Erste Weltkrieg in der französischen und deutschen Kunst,
Von der Heydt-Museum Wuppertal 2014*



Befehl ist Befehl

Ballade vom gehorsamen Soldaten

In Rußlands Weite, trostlos und eben,
liegt das Lager, von zwei Zäunen umgeben.
An jeder Ecke, Nord, Süd, West und Osten
ist ein Wachturm erbaut, darin ein Posten.
Der langweilt sich stets – was soll er machen?
Er muss den Raum zwischen den Zäunen bewachen.
Der innere Zaun ist nur niedrig, aus Draht.
Trotzdem niemals ein Plenni darüber trat,
denn der äußere Zaun ist sehr hoch und stark,
und wer sich ihm nähert, der landet im Sarg.

Der Winter war hart und währte schon lang,
und zwischen den Zäunen in dem Gang
hatte der Schnee sich aufgestaut
und bis zum hohen Zaun eine Rampe gebaut.
Als der Kommandant diesen Schneeberg erblickt',
hat er gleich nach dem Lagerführer geschickt
und hat ihm ihn wegzuräumen befohlen.
Der musste sich einen Plenni holen,
gab ihm eine Schaufel in die Hand
und führte ihn an der Schneewehe Rand.
»Schaufle die tote Zone frei,
damit die Sicht unbehindert sei.«
Unser Mann hat sich nichts dabei gedacht
und sich sogleich an die Arbeit gemacht.

Dem Posten im Turm kam das recht zu Pass,
denn endlich einmal geschieht etwas.
Schon bald kommt der Mann da der Sperrzone nah.

Ja, warte nur, ist er erst einmal da –
es kann ja nicht mehr sehr lange währen –
dann kann ich mich als guter Schütze bewähren
und zeigen, dass ich gut aufgepasst
und sofort laut Befehl ihm eine verpasst.
Der Mann da tut es zwar nicht aus sich,
doch Befehl ist Befehl, was kümmert's mich.
Keiner hat den Befehl ja aufgehoben,
wenn ich ihn befolge, wird man mich loben.

Unser Mann arbeitet stetig und genau,
dabei denkt er an die Kinder und seine Frau,
die schon lange Jahre seiner harreten
und ihn, wie sie schrieben, sehnsüchtig erwarten.
Jetzt ist er am Drahtzaun.»Die Hälfte«, er denkt.
Schnell hat er die Beine hinüber geschwenkt.
Es bleibt zwar noch das weit höhere Stück,
doch dann kann er auf seine Pritsche zurück.

POSTEN SCHIESST GUT:

UNSER MANN LIEGT IM BLUT.

Der Posten hat dann den Alarmknopf gedrückt.
Schnell kommt auch ein Offizier angerückt.
Der Posten seine Meldung macht.
»Molodjez!« ruft sein Vorgesetzter und lacht.

IM LAGER ABER KREIST NUR EIN WORT:

MORD

Ekkehard Künzell

geschrieben 2012, erlebt am 1. Januar 1949
in einem Lager in der Nähe von Oktjabrski.

Das Lager lag zwischen Oktjabrski und Tuimasi, ganz in der Nähe des Flusses Ika (Ik), der hier die Grenze zwischen der Baschkirischen und der Tatarischen Republik bildete und gleichzeitig die Zeitgrenze zwischen der Moskauer Zeit und der Ufaer Zeit mit zwei Stunden Unterschied war. Wenn wir im Winter – der Fluss war zugefroren und somit passierbar – gelegentlich mit einer Gruppe in der Tatarischen Republik arbeiteten, dann rückten wir zwei Stunden später aus und kamen abends zwei Stunden später zurück. Als das zum ersten Mal passierte und wir verwundert einen Russen dort nach der Uhrzeit fragten, sagten wir uns: »Seine Uhr geht nach dem Mond.« Wir wussten zuerst nichts von dem Zeitunterschied.

Als ich vom Ischewsker Lager ins Lager bei Oktjabrski verlegt wurde, ging die Fahrt in den Güterwagen zuerst nach Westen und bei Kasan über die Wolga, dann nach Süden bis Uljanowsk und von dort wieder nach Osten nach Oktjabrski (etwa zwei Wochen Fahrt). Die Lagernummer, die auf die Karten des Roten Kreuzes als Adresse geschrieben wurde, lautete 9001/3.

Wir waren damals alle besonders niedergeschlagen, weil in der Londoner Konferenz festgelegt worden war, dass alle Gefangenen bis Ende 1948 entlassen werden sollten. Damit hatten wir fest gerechnet und die Tage gezählt. Es dauerte dann aber doch noch bis zum 3. Dezember 1949.

Plenni = Kriegsgefangener

Molodjez = Prachtkerl

Herbst

von *Otto Daschowski*

Man schmeckt den Herbst,
er schmeckt nach Haselnüssen,
nach Pflaumenkuchen und nach Apfelküssen,
nach Butterbirnen und Erinnerungen,
den – selbst im Alter – unzerstörbar jungen.

Man riecht den Herbst,
er riecht nach Rosen,
nach bunten Asten und nach Herbstzeitlosen,
nach Rauch und Feuer auf Kartoffelfeldern,
nach Pilzen, selbst gesucht in Heimatwäldern.

Man sieht den Herbst,
er prangt in allen Tönen
und will mit Früchten Mensch
und Tier verwöhnen,
man hört sein Lied und spürt die festen Bande,
die man als Kind geknüpft zum Heimatlande.

Aktuelle Bücher

KURT-DIETER LISKE

»**Das war das Ende
von Neustettin**«

Herausgeber: HKA Neustettin

Preis: 6 €

JUBILÄUMSAUSGABE

des HKA NEUSTETTIN

MNL-Festausgabe anlässlich der
50jährigen Patenschaft

Preis: 12 €

*Beide Bücher sind erhältlich
beim Heimatkreisausschuss und
im Heimatmuseum in Eutin.*

SIEGFRIED ZECH

Bittere Früchte

Herausgeber: HKA Neustettin

Reprint, Preis 5 €

UWE THIEL, HARRY NEUMANN

**Priebkow – ein Rittergut
in Hinterpommern**

Selbstverlag 2010, Festeinband,

600 Seiten, 459 Abbildungen,

51 Kartenausschnitte,

Preis auf Anfrage, zzgl. Versand

Bezug über Uwe Thiel,

Hirtenweg 1, 17159 Dargun

CHRISTA HIMMELE

Juchow

**Geschichte des Landgutes
und der Familie Dennig**

Preis: 35 €

Bezug über Ch. Himmele

Janowo 8, Pl 78-404 Szsceciniek

HEINZ BUCHHOLZ

»**Iwan, das Panjepferd –
Eine Kindheit**

zwischen Krieg und Frieden«,

u. a. Soltnitz

ISBN: 3-00-014157-X,

Preis: 19,90 €

ISBN: 978-3-00-024513-8

als Taschenbuch 8,95 €

GÜNTER DAMASKE

»**Ich war einer
von Hitlers Kindern**«

Kindheit und Jugend

in Neustettin,

Soldat im hohen Norden

ISBN: 3-8311-4367-6

Preis: 19,80 Euro

GÜNTER DAMASKE

Aufbruch Ost, Band I

**Jg. 1924, Kindheit und Jugend
in Neustettin**

ISBN: 3-8334-4965-9

Preis: 16,80 Euro

HEINZ JONAS

**Neustettin, Bilder einer
deutschen Stadt**

Reproduktion alter

Ansichtskarten

ISBN: 3-88042-885-9

Preis: 20 €

BERND W. NEUBAUER

»**Du bist doch kein Kind mehr**«

ISBN: 978-38482-2819-5

Preis: 15,90 €

*Die Bücher sind im Buchhandel
erhältlich, oft als Book on Demand!*



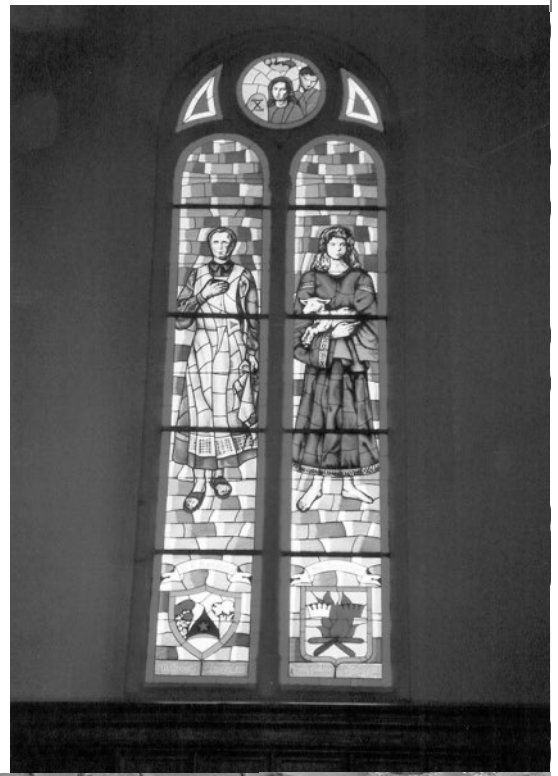
VIEL NEUES IN BÄRWALD





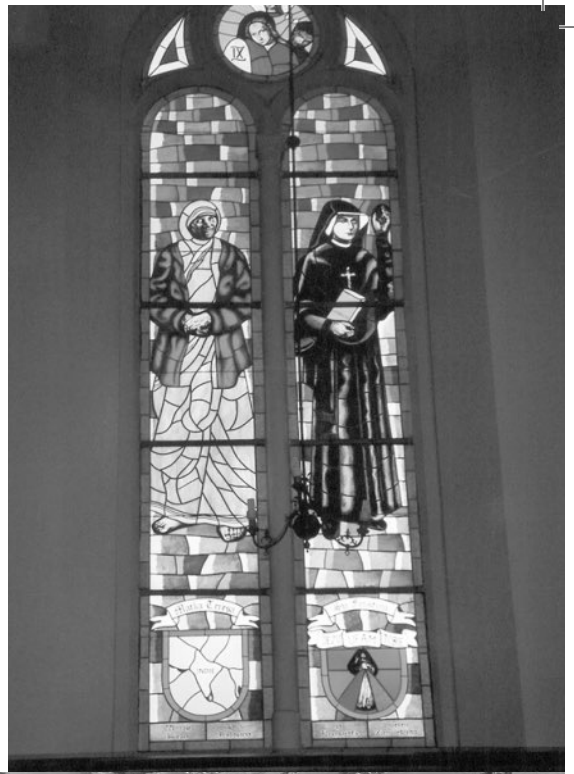
E/BARWICE





VIEL NEUES ZU SEHEN





IN BÄRWALDE/BARWICE



Wintersport in Bärwalde

Nein, Bärwalde war kein Wintersport-Ort, dennoch konnte man dort alle Wintersportarten betreiben.

Beginnen wir mit dem Rodeln:

Hinter dem Schützenhaus in Bärwalde gab es einen Rodelberg. Hier herrschte im Winter reger Betrieb. Besonders bei jungen Müttern mit ihren Kindern war das Rodeln sehr beliebt. Diese Freizeitbeschäftigung war sehr kräfteraubend, da die Abfahrt sehr schnell vorüber war und man seinen Schlitten den ganzen Berg wieder rauf ziehen musste.

Kommen wir zum Schlittschuhlaufen:

Dafür gab es zahlreiche Möglichkeiten. Zum Einen waren da die Moorteiche neben den Lucknitzer Wiesen hinter der Stadt. Diese waren bei der Jugend sehr beliebt, da sie sich hervorragend zum Eishockey spielen eigneten. Manchmal waren die Lucknitzer Wiesen überschwemmt und auch zugefroren. Dies war dann eine besonders große Eisfläche. Und dann gab es ja noch den Gänsebach, der durch die Stadt floss. Der hatte nur den Nachteil, dass man ihn in der

Stadtmitte kaum betreten konnte, da er eine sehr hohe Uferbebauung hatte. Wir sind immer am Markt beim Kaufmann Fischer über den Ausspannhof zum Gänsebach gegangen. Unter der Brücke an der Polziner Straße war äußerste Vorsicht geboten, denn auch bei strengem Frost gab es hier noch eisfreie Stellen. Das größere Problem waren zu der Zeit aber die Schlittschuhe, soweit man die damaligen Sportgeräte als solche bezeichnen kann. Damals gab es nur die sogenannten «Hackenreißer», die man unter stabile Schuhe schrauben musste. Schlittschuh-Schlüssel waren Mangelware. So mussten oft Uhren-Schlüssel herhalten.

Nun zum Skisport:

Es gab doch viele Jugendliche, insbesondere Jungen, die Skier besaßen. Wenn wir die Skiabfahrt erreichen wollten, mussten wir einen anstrengenden Fußmarsch auf uns nehmen. Der Weg führte über die Polziner Straße bis zur Kreuzung Abdeckerei/Gut Dieterstal. Von hier liefen wir weiter über die Felder Richtung Wald. Wir durchquerten den Wald oberhalb der Sandgruben von den Kalksandstein-Fabriken, Ortsteil Stern. Hier erreichten wir eine baumfreie

Abfahrt. Auf halber Strecke gab es sogar eine kleiner Natur-Sprung-schanze. Unser bester Springer ist auf eine stolze Weite von sieben Metern gekommen. Leider gab es damals noch keine Skilifte. So mussten wir für weiteres Skivergnügen die ganze Abfahrt zu Fuß wieder hoch stapfen. Wer es etwas steiler haben wollte, der musste noch etwas weiter, zu den Lucknitzer Bergen, laufen. Hier war nur der Nachteil, dass es einen dichten Baumbestand gab, den man umfahren musste. Für die Skisportler gab es Ende 1944 eine erfreuliche Nachricht: in einem Bärwalder Geschäft konnte man ausgediente Militär-Ski erwerben. Diese waren natürlich sehr schnell ausverkauft, denn sie waren schon mit einer modernen Bindung ausgestattet.

Ich persönlich habe mit acht Jahren das Skilaufen (Ski-Laufen im wahrsten Sinne des Wortes) er-

lernt. Meine Leidenschaft für das Skifahren (wie man heute treffender sagt) hat mich bis heute nicht losgelassen. Für den Skisport habe ich mich mein Leben lang eingesetzt und dafür viele Auszeichnungen erhalten, unter anderem vom Bayerischen Skiverband und sogar vom Bayerischen Ministerpräsidenten.

Da ich in Bayern eine neue Heimat gefunden habe – ich habe mir als junger Mann im Chiemgau eine Arbeit gesucht – bin ich den Bergen immer nahe gewesen und konnte meinen Lieblingssport in den Bayerischen, österreichischen, schweizerischen oder italienischen Alpen ausüben. Noch mit 80 Jahren bin ich in den Dolomiten die bekannte Sella-Runde gefahren.

Doch die Geburtsstätte für meinen Skisport war Bärwalde.

*Günter Nitsch aus Traunreut
früher Bärwalde, Markt 151*

Im Abendrot

*O wie schön ist deine Welt
Vater, wenn sie golden strahlet,
wenn dein Glanz herniederfällt
und den Staub mit Schimmer malet,
wenn das Rot, das in der Wolke blinkt,
in mein stilles Fenster sinkt*

Karl Lappe, 1773 – 1843

*Könnst' ich klagen? Könnst' ich zagen?
Irre sein an dir und mir?
Nein, ich will im Busen tragen
deinen Himmel schon allhier,
und dies Herz, eh es zusammenbricht,
trinkt noch Glut und schlürft noch Licht.*

Von Lucknitz nach Traunreut

Ich bin 1933 in Lucknitz geboren und in Koprießen getauft worden. Meine Eltern sind dann nach Bärwalde gezogen, wo ich später zur Grund- und Hauptschule (heute Realschule) gegangen bin. Unsere Wohnung befand sich direkt neben der Schule.

Für meine beiden Kinder und meine vier Enkelkinder habe ich über meine Kindheit in Bärwalde einige Aufzeichnungen gemacht.

Wie komme ich nach Traunreut? Bis zum Ende des Krieges gab es den Ort Traunreut noch nicht. Damals existierte auf dem Areal des heutigen Stadtgebietes eine Giftgasfabrik. In Berlin wurde die Firma Siemens ausgebombt und war 1947 auf der Suche nach einem neuen Standort. Hierzu boten sich die sanierten Gebäude der alten Giftgasfabrik an. Mit der Ansiedlung der Firma Siemens entstand der Ort Traunreut, der heute zu einer Stadt mit 23 000 Einwohnern angewachsen ist.

In Wilster in Schleswig-Holstein habe ich in der Lebensmittelbranche Großhandelskaufmann gelernt. Da ich meine Zukunft nicht in dieser Branche gesehen habe und mich verändern wollte, führten mich folgende Umstände

schließlich nach Traunreut:

Mein Onkel, Paul Marquardt, aus Lucknitz war seit 1934 Flugpilot. Gegen Kriegsende stand er ohne Treibstoff mit seinem Flieger auf dem Flugplatz in Mühldorf am Inn. Um nicht in amerikanische Gefangenschaft zu geraten, ist er in einem kleinen Dorf im Chiemgau untergetaucht. Nach langem Suchen hat sich hier auch seine Familie eingefunden. Weihnachten 1947 habe ich dann von Wilster aus mit der Bahn meinen Onkel und meine Tante im Chiemgau besucht. Zu meiner großen Freude hatte ich in diesen Ferien die Gelegenheit, in Berchtesgaden Ski zu laufen, und meine Liebe zu den Bergen war geweckt.

Als ich 1955 wieder einmal meinen Onkel, der inzwischen in Traunreut wohnte, besuchte, bekam ich von der Firma Siemens eine Stelle angeboten, die ich gerne angenommen habe. Die meisten Jahre habe ich dort als Betriebsorganisator und die letzten Jahre als Logistiker gearbeitet.

Es gab in Traunreut eine «Pommersche Landsmannschaft», die sich aber aus Mangel an Mitgliedern leider aufgelöst hat. Hier im Chiemgau gibt es wenig Vertrie-

bene aus Pommern. Die meisten Vertriebenen kommen aus dem Sudetenland.

Das letzte Jahr in Bärwalde

Die Verhältnisse wurden langsam chaotisch. Die Flüchtlingstrecken auf den Straßen wurden immer mehr und die Tieffliegerangriffe immer häufiger. Die Straßen waren verstopft mit Militär und Flüchtlingen. Die Straßenränder waren voll mit umgekippten und verlassenen Pferdefuhrwerken, weil die Pferde nicht mehr ziehen konnten, oder sie waren von Tieffliegern beschossen worden. Man konnte hier in kürzester Zeit einen ganzen Hausstand zusammen sammeln. Ich hatte eine wertvolle alte Zither gefunden. Für meine Freunde und mich war es eine aufregende Zeit.

Die Vorratslager im Osten wurden alle geräumt und gen Westen transportiert. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, dass auf dem Bahnhof ein Waggon mit Schuhen stehe. Dieser wurde natürlich geplündert, denn Schuhe konnte damals jeder gebrauchen. Jeder sucht nach seiner passenden Schuhgröße, wodurch ein großes Durcheinander entstand. Ich hatte auch ein Paar schöne Lederschuhe gefunden, nur zu Hause merkte ich dann, dass es zwei linke Schuhe waren. Da bin ich wieder hin

und habe noch einen passenden rechten Schuh gefunden. Ich habe diese Schuhe einige Jahre getragen, denn ich hatte eine etwas größere Größe genommen, und das war gut so, denn in den kommenden Jahren gab es keine Schuhe zu kaufen.

Wieder gab es auf dem Bahnhof etwas zu holen. Ein Waggon mit Melasse war abgestellt worden. Natürlich holte ich zwei Eimer von dem süßen Zeug. Da Mutti (geb. Wollschläger) noch nicht die richtigen Behälter zum Aufbewahren hatte, lagerte sie die Melasse zunächst in großen Einweckgläsern in der Küche auf dem Fensterbrett.

Kurz darauf gab es einen Tieffliegerangriff. Ich stellte mich bei solchen Angriffen immer in der Küche hinter den Küchenschrank. Ich fühlte mich dort in Sicherheit. Da kam plötzlich mit einem lauten Knall eine leere Bombenhülle durch unser Küchenfenster geflogen. Die Gläser mit der Melasse wurden auf den Küchenboden geschleudert. Da lag die Bombenhülle nun in der Melasse und den Glasscherben. Ich nahm sofort die immer bereit stehende Schaufel (für Brandbomben) und warf damit die Bombenhülle durch das kaputte Fenster nach draußen. In der Küche war eine riesige Sauerei,

und Mutti hatte damit viel Arbeit. Dazu im Winter noch das kaputte Fenster!

An Nahrungsmitteln hat es uns bis zum Schluss nicht gefehlt. Bei Besuchen waren auf dem Rückweg die Taschen immer voll. Im Herbst 1944 ist in diesem Chaos unsere Oma in Lucknitz gestorben. Zu diesem Anlass wollte ich mit dem Rad von Bärwalde nach Lucknitz zwei Kränze transportieren. Ich bin losgefahren und habe mich unterwegs an einem Traktoranhänger am Verschlusshaken festgehalten. Der Anhänger war voll von Flüchtlingen.

Seitlich auf dem Feld arbeiteten noch russische Kriegsgefangene, bewacht von einem Soldaten. Die Russen winkten mit der Forke den Tieffliegern zu. Aber der hatte die Forken wohl für Waffen gehalten und fing an zu schießen. Ich ließ den Anhänger los und fuhr von der Straße in einen tiefen Chausseegraben herunter. Dort kam ich zu Fall und ging gleich in Deckung, wie ich es in Groß Born gelernt hatte. Die Flüchtlinge auf dem Anhänger haben kräftig gelacht, weil ich mit den Kränzen in den Graben gefahren bin. Sie hatten das Schießen des Tieffliegers gar nicht gehört. Es wurde wohl vom Traktorgeräusch übertönt. Das Lachen ist ihnen aber bald vergangen. Ich

lag flach im Laub und hörte die Einschläge der MG-Kugeln im Laub. Es hat auf der Straße Tote und Verletzte gegeben. Die Tiefflieger flogen immer wieder die Straße entlang (auch in der Stadt); da trafen sie immer was.

Im Winter 1944/45 wurden die Pferdefuhrwerke immer mehr auf den Straßen. Viele hatten keine Planen über dem Wagen. Sie mussten jede Nacht auf den offenen Wagen in der Kälte schlafen. Viele kleine Kinder sind da erfroren. Sie wurden aber nicht beerdigt, sondern meistens auf Kissen am Straßenrand abgelegt. Auch die Gefangenen, meist russische Soldaten, wurden westwärts getrieben. Einmal sah ich, wie ein Pferd aus Schwäche starb. Da kamen gleich die Russen, haben es zerteilt und das Fleisch in Blechdosen mitgenommen. Vermutlich haben sie es roh verzehrt.

Es waren auch sehr viele Soldaten aus den baltischen Ländern auf dem Rückzug. Die wollten sich unbedingt einer Gefangennahme durch die Russen entziehen.

So nach Weihnachten stand ein Kleinbus auf dem Marktplatz. In den Bus waren Stockbetten eingebaut, um die Verwundeten zu transportieren. Es lagen viele darin. Das Bild war schrecklich. Ich werde es mein Leben lang nicht

vergessen. Bei einem Verwundeten schauten aus dem zerschossenen Bauch die Eingeweide heraus. Diese Soldaten hatte alle sehr schwere Verwundungen. Sie wimmerten vor sich hin, und alles war mit Blut verschmiert. Keiner war da zu helfen. Der Bus war ohne Fahrer, der wohl die Nerven verloren und das Weite gesucht hatte. Es war schon seltsam, wie wir Kinder das alles verarbeitet haben. Wir haben uns weiterhin an den Hügeln zum Skilaufen getroffen, denn wir hatten ja Zeit, die Schule war schließlich geschlossen. Wir hatten uns mit dem Elend um uns herum abgefunden. Plötzlich gab es in einem Geschäft Ski zu kaufen. Da ich schon immer längere Ski haben wollte, habe ich mir sofort welche gekauft.

Ursprünglich waren sie für die Soldaten an der Finnlandfront bestimmt gewesen, aber da gab es ja keine Front mehr. Die Ski hatten eine weiße Tarnfarbe und waren mit einer guten Bindung bestückt. Wenn ich im Winter 1944/45 in Lucknitz war, bin ich immer mit den Skiern durch den an der Straße gelegenen Wald gefahren, bei Mondschein auch nachts im Dunkeln, denn die Straße war voll und zu gefährlich. Einmal hat mich kurz vor Bärwalde die Polizei aufgegriffen, als ich in der Dunkelheit aus dem Wald kam.

Da war auf dem freien Feld noch eine rasante Abfahrt. Mit ein bisschen Schwung konnte man bis an den Stadtrand fahren. Die Polizei meinte, es sei für mich zu gefährlich, im Dunkeln allein durch den Wald zu fahren. Ich könnte mit den Skiern ja stürzen und mir etwas brechen. Ich habe auch künftig nicht den Rat der Polizei befolgt, denn ich fühlte mich im Wald sicherer, wo ich jeden Weg und fast jeden Baum kannte.

Tante Ella war inzwischen mit Sohn Bernd von Quedlinburg nach Lucknitz gezogen. Wie sich später herausstellte, war das wohl ein Fehler, in dieser Zeit noch gen Osten zu ziehen. Die Lebensverhältnisse wurden immer chaotischer. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann wir flüchten mussten. Mutti hatte schon mal einen Koffer gepackt. Aber der Inhalt wurde noch oft geändert. Einige Sachen schaffte sie nach Lucknitz, dort wurden sie vergraben. So etwas deutete immer auf eine Rückkehr hin.

Am 26. Februar 1945 hatte ich meinen 12. Geburtstag. Es war ein sehr frostiger Tag. Mutti hatte noch einen Streuselkuchen gebacken. Aber wer sollte den essen? Ich bin dann abends auf den Marktplatz gegangen und habe den Kuchen an die Flüchtlingskinder verteilt.

Am nächsten Tag kam das Ende in Bärwalde. Am 27. Februar 1945 klopfte der Ortsgruppenleiter an die Tür und sagte, wir müssten am nächsten Tag um 7.00 Uhr auf dem Bahnhof sein und »vorübergehend« wegen der anrückenden Front Bärwalde verlassen. Jetzt wurde die Frage aktuell, was wir mitnehmen sollten. Ich habe erst einmal auf dem Dachboden meine Skier unter Brettern versteckt, damit sie mir niemand klaut. »DAS WAR ES DANN!«

Die Flucht

Morgens am 28. Februar 1945 vor sieben Uhr bewegte sich eine endlose Menschentraube in Richtung Bahnhof. Mutti trug in der einen Hand einen Koffer, und an der anderen Hand hatte sie Schwesterchen (4) Marianne. Ich trug meinen Schulranzen und eine Tasche. Der ganze Bahnhof stand voller Handwagen. Es war ein sehr, sehr langer Eisenbahnzug mit nur zwei geschlossenen Güterwagen für das Altenheim und kranke Menschen. Alles andere waren offene Transportwagen. Und das in der Kälte! Der Zug fuhr langsam mit nur einer Lok pünktlich los. Einige hatten sogar Oberbetten mitgenommen. Nach nur wenigen Kilometern stoppte der Zug und man konnte Tiefflieger anfliegen

sehen. Alle sprangen oder kletterten schnell runter vom Zug und krochen unter den Zug. Ich bin immer möglichst unter die Achse gekrochen, weil dort der Schutz am größten war. Bis Bad Polzin (14 km), wohin wir als Jungen oft in die Kuranlagen zum Baden gefahren sind, war die Landschaft einem ja vertraut. Ich habe nicht daran gedacht, dass ich sie nicht mehr wiedersehen werde. In jener Zeit hat man nur an die Gegenwart gedacht.

Bis Schievelbein (25 km) hatten wir sieben weitere Tieffliegerangriffe. Es gab auch Verletzte, die in Schievelbein am Bahnhof versorgt wurden. Wir waren erst mittags in Schievelbein. Durch die Tieffliegerangriffe hatte die Fahrt fünf Stunden gedauert.

Auf dem Zug lag alles voller Bettfedern. Unser Glück war ja, dass die Tiefflieger nicht die Lok getroffen hatten. Neben uns saß eine alte Frau, die bei Fliegerangriffen nicht unter den Zug gekrochen ist. Es war ihr zu beschwerlich. Sie sang einmal nach einem Angriff das Lied: »Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, die Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer flieg.«

In Schievelbein auf dem Bahnhof wurden wir vom Roten Kreuz mit warmen Getränken und einer

warmen Suppe versorgt. Eigentlich mussten die Menschen doch selbst ans Flüchten denken. Wir konnten hier auch die offenen Loren verlassen und in geschlossene Güterwaggons umsteigen. Dann ging es weiter in Richtung Stettin. Nachdem wir ja nicht wussten, wo sie uns hinführen, spielte Mutti immer mit dem Gedanken, zu ihrem Bruder Otto nach Wilmersdorf oder zu Papa nach Lauterbach auf Rügen zu fahren. Aber Papa konnte uns ja auch nicht brauchen. Er war auf dem Segelschulschiff ›Horst Wessel‹ (später unter dem Namen Adler in den USA). Das Schiff hatte sonst immer in Gotenhafen (Gdynia) gelegen. Sie waren von dort nach Lauterbach geflohen. Es war ja kein Kriegsschiff. Nach Pappas letzter Dienstverpflichtung in Peenemünde bei den V-Waffen ist er zur Marine eingezogen worden. Er kam auf den Kreuzer ›Emden‹ und war oben in Narvik (Norwegen). Von dort mussten sie wegen eines Schadens in die Werft nach Kiel. Hier wurden sie bei einem Luftangriff von einer Bombe getroffen. Dann kam Papa auf das Segelschulschiff, wo die Kadetten ausgebildet wurden. Nach diesem Ausflug zu Papa wieder zu unserer Flucht.

Unsere Bahnfahrt ging weiter über Stargard. Der Zug fuhr sehr

langsam bzw. wackelte über das Gewirr von Schienen durch den Bahnhof von Stargard. Die Gebäude waren alle zerbombt, und es war kein Mensch auf dem Bahnhof zu sehen. Die Stellwerke waren leer. Ich stand an der offenen Wagentür und dachte mit viel Angst daran, wenn nun die Weichen der Schienen nicht auf Durchfahrt gestellt sind oder durch Bomben beschädigt wurden. Was dann?? Aber es ging alles gut. Erst gegen abend erreichten wir die Oderbrücken bei Stettin. Die Brücken überquerten wir mit allerlei Befürchtungen. Dann waren wir auf dem Bahnhof Stettin angelangt. Es war natürlich Fliegeralarm, aber es kümmerte sich niemand darum. Wo sollten wir auch hin? Jeder war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Inzwischen hatten wir uns mit Muttis Cousine Friedel Schulz und deren Tochter Brigitte und deren Eltern zusammengetan. Auf dem Bahnhof standen viele Züge. Keiner hatte ein Ziel, und keiner wusste, wohin die Züge fuhren. Alle wollten nach Westen. Dort fuhren sie wohl alle hin. Es war ein völliges Durcheinander. Im Nachhinein muss man die damals Verantwortlichen der Bahn bewundern. So stiegen wir ohne weiter zu überlegen in einen Zug, der nach Waren und Bad Kleinen in Mecklenburg fuhr.

Ab Stettin waren die Bärwalder nicht mehr zusammen. Wir fuhren bis Waren. Dort wurden wir in Baracken untergebracht. Vom Roten Kreuz wurden wir hier gepflegt. Wir und Friedas Familie kamen in eine Einzelbaracke, wo wir alle in Stockbetten Platz hatten. Es stand ein Ofen darin, aber es gab kein Heizmaterial. Es war aber ein Beil zum Holzhacken da. Ich habe dann in der Nähe einen Obstbaum umgeschlagen und zerkleinert. Nur das Holz war ja nicht trocken. Da habe ich aus allen Betten einige Bretter herausgenommen, zerkleinert und mit dem nassen Holz gemischt. So brannte es, und es wurde warm.

Am nächsten Morgen lag der Vater von Frieda tot im Bett. Er hatte die Strapazen nicht überstanden. Er wurde dann abgeholt und von einer Behörde beerdigt. Scheinbar waren sie mit solchen Situationen schon vertraut.

Nach zwei Tagen hieß es dann: Es geht weiter in Richtung Westen. Jetzt kamen wir in einen Personenzug; das war schon angenehmer. Wir fuhren eine ganze Nacht, und keiner kannte unser Ziel. Dann waren wir plötzlich in Itzehoe. Wir waren in der Mitte des Zuges. Dann kam ein Eisenbahner und hängte alle Waggons, die hinter uns waren, ab. Er sagte: »Die an-

dere Hälfte fährt weiter nach Wilster.« So kamen wir nach Wilster. Hier war die Flucht beendet.

Mutti hat dann gleich nach Lauterbach einen Brief geschrieben. So wusste Papa, wo wir waren, und er hatte gleich unsere Adresse. Es ist überhaupt ein Wunder, dass in der damaligen Zeit der Brief noch rechtzeitig angekommen ist, denn einige Tage später hat sich das Schulschiff nach Bremerhaven abgesetzt.

Obwohl ich in Bärwalde eine bewegende Kindheit hatte, meinen Kindern und Enkeln wünsche ich solch eine Zeit nicht. Zurückblickend war ich durch die Zeit schon recht frühzeitig als Kind der Mann im Haus. Diese Zeit hat mich für das Leben auch etwas geprägt.

Nachwort

Bärwalde wurde zwei Tage nach unserer Flucht von den Russen erobert. Vorher wurde es noch einige Mal bombardiert. Wir hatten also noch Glück im Unglück. Einen Tag später wäre die Flucht nicht mehr so abgelaufen, denn da war die Bahnstrecke Schievelbein – Stettin in Stargard unterbrochen, weil Stargard bereits von den Russen eingenommen war.

*Günter Nitsch, Traunreut
früher Bärwalde, geb. 6. 2. 1933*

Leben heisst auch: In Erinnerung leben

»Ein Gefangener der Heimat!« Diese Bezeichnung fand ich kürzlich in einer Biographie, und dies trifft auch ein wenig auf mich zu. Nach der Vertreibung aus Pommern im Juni 1946 habe ich mit meiner Frau und unseren Kindern mehrere Male meinen Heimatort Stepen (heute Stepień) besucht.

Nähert man sich unserem Dorf von Schönau (Drzonowo), liegt kurz vor dem Ort zur linken Hand unser Friedhof. Der Gottesacker wurde 1900 eingeweiht. Heute wird er von den Neubürgern unseres Dorfes weiter genutzt. Die Fläche beträgt etwa 80×100 Quadratmeter. Früher war er ringsum mit hohen Tannen eingegrenzt, die auf einem kleinen Erdwall standen.

Wenn ich bei Beginn meiner Heimatreise unseren alten, zum großen Teil verwilderten Friedhof besuche und die vielen verwitterten, zugewachsenen Inschriften auf den umgestürzten Grabsteinen lese, sind mir eine große Zahl der

Namen mehr als vertraut. Ja, sie wecken Erinnerungen. Bilder und Geschichten werden wach. Wie war es damals? Wir wissen, unsere Friedhöfe sind stumme Zeugen der Vergangenheit. Wir alle stehen auf den Schultern unserer Vorfahren. Bei einem solchen nachsinnenden

Gang habe ich auch ein mit Rost bedecktes Engelsbild entdeckt, einen Schutzengel, der uns in den schlimmen, lebensbedrohenden Nachkriegsjahren wohl auch begleitet hat.

Der erste Gang führt mich stets zum Grabhügel meines Großvaters Wilhelm Freitag (1867–1942). Der Granitstein mit seinem Namen ist abgeräumt worden, aber der Zementsockel steht noch. Die Grabstelle ist mit Mauerpfeffer und Hauswurz bepflanzt und wird von polnischen Freunden des Dorfes gepflegt. In Rückbesinnung an vergangene Zeiten gehe ich langsam und still über das alte Gräberfeld und denke an das, was wir



verlassen mussten. Generationen haben hier ihre irdische Ruhe gefunden. Und natürlich ist die Frage da, was wir in Kindertagen in der alten Heimat erlebt haben. War es ein Paradies? Sicherlich war es das nicht, und doch ist es gut, wenn unsere Erinnerungen ein Zuhause haben.

Fast jeden Sonnabend begleitete ich früher meine gehbehinderte Großmutter Ida Freitag (1871 – 1950) zur Grabpflege. Ich hatte die Aufgabe, die Gießkanne und die Harke zu tragen. Immer wenn wir den Friedhof durch die hell aufquietschende Eisenpforte betraten – sie war von dem Schmied des Gutes, Karl Meier, kunstvoll hergestellt worden – empfing mich ein schwer zu beschreibendes, merkwürdiges Gefühl. Es war einfach eine andere Welt. Sie war mit Andacht erfüllt. Das leise Rauschen der hohen Tannen, in denen der Wind ein leises Lied sang.

Für mich klang das melodische Singen des Windes in den Tannenzweigen wie geheimnisvolle Sphärenmusik aus einer anderen Welt, ja wie vielleicht vom Himmel selbst. Besonders beeindruckend war für mich immer, mit welcher inneren Ruhe meine Großmutter ein stilles Gebet an unseren Gräbern verrichtete.

Schon damals war der ältere Teil

des Friedhofes mit Fliederbüschen, Lupinen, Disteln und Dornen stark zugewachsen. Am Rande konnte man Hirtentäschelpflanzen in großer Zahl entdecken. Waren dann die Wege unserer Grabstellen gehackt, zog es uns Kinder zu einem besonderen Grab, zum so genannten ›Russengrab.‹ Ein schlichtes Holzkreuz mit einem kleinen, darunter angebrachten, schräg stehenden Querbalken zierte den Hügel. In unserer Schulchronik hieß es dazu:

»Am 18. März (1916) fand hier die Beerdigung eines russischen Kriegsgefangenen statt. Er ist auf dem hiesigen Friedhof im Beisein seiner Kameraden beerdigt worden. Sein Grab liegt in der ersten Reihe links in der Ecke an der Straße nach Hammerstein. Auch er ist eigentlich ein deutsches Kriegsoffer, denn er war deutscher Abstammung. Seine Eltern sind deutsch-evangelische Bauersleut' in Kurland. Wir haben ihn schlicht, aber ehrenvoll begraben und an seinem Kameradengrab ihm zum Gedächtnis eine kleine Tanne gepflanzt.«

Vielleicht zog uns dieses Grab auch deshalb so in seinen Bann, weil etwas von der Weite und Ferne der Welt sonst in einem Dorf in Hinterpommern nicht sichtbar

wurde. Damals war Russland für uns ein Riesenreich. Aber auch die Endlichkeit eines Menschenlebens war für uns Kinder nicht greifbar und weit weg.

Denke ich heute an unseren Friedhof, so könnte ich mir gut vorstellen, dort einmal begraben zu sein. Aus Kindertagen habe ich immer noch das wundervolle Tannenrauschen im Ohr – wie ein

Vorgeschmack und die Hoffnung auf die Auferstehung!

Wilhelm von Humboldt schreibt: »Die Vergangenheit und die Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlicher süßer Genuß«

Walter Mertins aus Stepen,
heute Kronshagen

Zwei Busreisen nach Neustettin

mit Ostreisen, Lagersche Str. 32, 32657 Lemgo

Tel. 05261-288260, info@ostreisen.de

Termine	Tage	Preis
01. - 06. Juni 2015 (Ausflug nach Schneidemühl)	6	518€
03. - 08. August 2015 (Ausflug nach Bütow)	6	518€
Einzelzimmerzuschlag		84€

Fast 70 Jahre danach eine Reise zu den Wurzeln

Im Januar 1945 verließ die Familie Pillmann mit der Familie Berg in einem umgebauten Gummiwagen auf einem Militärzug von Neustettin aus die Heimat via Ludwigslust und Liebenburg bei Goslar: zehn Kinder, zwei Mütter, 1 Großmutter und die alte Frau Lehr.

Anfang dieses Jahres (2014) besuchten wir noch einmal das Paradies unserer Kindheit, das

brannt; heute heißt diese Stelle Łączka (łąka = Wiese, łączka = kleine Wiese).

Wir, das sind fünf der sieben Kinder der Familie Pillmann und zwei der Familie Berg, alle Cousins und Cousinen zwischen 69 und 78 Jahre alt; mit Anhang 12 Personen.

Was trieb uns dorthin? Sicher auch der Wunsch, noch einmal un-



An den Gräbern: 2. von li, Erika geb. Pillmann, geb. 1940. von li, Jochen Berg (damals 4 Monate alt), 6. von li. Christian Pillmann (im September 1945 geboren), 8. von li. Konrad Pillmann, geb. 1941, 9. von li. Margrit, geb. Pillmann, geb. 1943, 1. von re. Waltraud, geb. Pillmann, geb. 1936 3. von re. Hannelore, geb. Berg, geb. 1936

nun schon seit fast 70 Jahren eine Wüstung ist mit zwei erhaltenen und auch bewohnten Landarbeiterhäusern.

Das ehemalige Gut Wiesenhof bei Soltnitz, damals im Besitz der Familie Pillmann, ist 1945 abge-

sere Wurzeln zu spüren, zumal im nahen Wald, auf dem sogenannten Putenberg, die Gräber unseres Großvaters (*1932) sowie unseres Vaters und Onkels (erschlagen 1945) liegen. Diese Gräber werden von den heutigen Bewohnern

Łączkas immer noch betreut. Und an diesem Tag gingen wir alle mit den Polen dorthin, um die Holzkreuze auszuwechseln und der Toten zu gedenken. Bewegend!

Wir kamen angemeldet am 1. Juli 2014 vormittags auf Wiesenhof an, herzlich begrüßt von Jadwiga Garczynska und dem Ehepaar Malecki. Sie hatten auf der Wiese zwischen den Häusern ein Bufett aufgebaut. Mit Unterstützung der Dolmetscherin Małgorzata Kuszmar aus Szczecinek wurden Bilder betrachtet, Erinnerungen an frühere Besuche (auch noch von unseren Eltern!) ausgetauscht und über die früheren Bewohner

Garten Eden geschaffen mit einem Wohnhaus und verschiedenen Nebengebäuden, zum Teil errichtet aus vorgefundenem Material im Boden.

Neues Leben auf der Wüstung – heute mit fünf Bewohnern.

Die Trümmer des Wohnhauses und die Grundmauern liegen unter Büschen und Bäumen schwer zugänglich versteckt. Aber einigen von uns gelangen Funde, die uns Ruinenarchäologen begeisterten, weckten sie doch bei uns Älteren tief versunkene Erinnerungen. Eine vom Vater geflickte Schaufel, die verzierte Lüftungs-



berichtet. Und wir staunten über ein Wunder, das sich hier inzwischen ereignet hatte: Auf dem Areal des Hofes und des langgezogenen Stallfundamentes hatten sich Benesch und seine Frau mit bewundernswertem Einsatz einen

klappe, Tonröhren des Backofens im Park, Teile eines Wandwasbeckens mit Sieb, Wandhalterungen, ein Kellergitter, Fliesenscherben und Teile eines Mahlsteins. Nicht nur bewegend, sondern auch leichte Wehmut auslösend!

Es war Sommerwetter, und so genossen wir einige Stunden auf der Wiese zwischen den Häusern die Gastfreundschaft der jetzigen Bewohner. Dank der Dolmetscherin verstanden wir uns prächtig und verabredeten einen Abschiedsabend zwei Tage später am Feuerkreis. Es wurde eine fröhliche, lange Grillparty mit allem, was dazugehört nach deutschem und polnischen Verständnis. Auch die neuen Bewohner hatten sich eingefunden, waren sehr interes-

sigkeiten und tollten wild zwischen uns herum.

Überraschend fuhr vor der Dämmerung der Bürgermeister vor. Er interessierte sich sehr für uns und unsere Geschichte und sprach in einer kurzen Rede die Völkerfreundschaft an, die hier praktiziert würde und ohne die kein Friede möglich sei. Genau, das war auch unsere Intention!

Es war schon dunkel, als wir uns nach einem langen, begeisternden Abend herzlich mit dem Wunsch



siert an unserer Familienschichte und nahmen gerne die historische Backofenklappe als Geschenk an.

Es wurde erzählt, gegessen, getrunken, gesungen und sogar getanzt nach Herrn Maleckis Akkordeonmusik. Es passte alles zusammen, selbst die Hunde hatten keine Verständigungsschwie-

auf ein Wiedersehen voneinander verabschiedeten. Die Erfahrung, trotz schwerer Vergangenheit auf beiden Seiten in unserer Generation, so miteinander umgehen zu können, wird noch lange in uns nachwirken.

Hannelore Plugge, geb. Berg

NEUSTETTIN BOT SCHUTZ! VOR DEN BOMBEN

In Neustettin waren 1943/44 die Schülerinnen der Bochumer Oberschule für Mädchen evakuiert. Zu diesen Schülerinnen gehörte auch die Sextanerin Margret Schröter. Sie schreibt in dem Buch »Flucht vor den Bomben« Folgendes: Erst unterwegs haben wir das Reiseziel erfahren. Am 1. Juli 1943, einem heißen Sommertag, wurden wir Schülerinnen in einen Sonderzug verfrachtet. Von den neuen Sextanerinnen hatten einige wie ich ihre Mutter dabei, andere mussten alleine fahren.

Die Schülerinnen der höheren Klassen waren fast alle alleine. Niemand konnte wissen, ob man die Eltern je wieder sah. Unterwegs erfuhren wir, dass unsere Schule in Neustettin untergebracht werden sollte. Die Fahrt dauerte zwei Tage, und so schmale Kinder wie ich wurden zum Schlafen ins Gepäcknetz gepackt.

Am 2. Juli in der Abenddämmerung standen wir etwas hilflos am Neustettiner Bahnhof, und es las jemand lange Listen vor, wer bei wem wohnen sollte. Als so ziemlich Letzte wurden wir einer Arztfami-

lie mitten in der Stadt zugeteilt. Wir hatten es gar nicht schlecht getroffen. Die Leute, Dr. Lewin und Familie (Königstr. 11), waren sehr nett. Wir bewohnten deren Gästezimmer, das abseits der Wohnung und der Praxis lag. Meine Mutter konnte die nebenan liegende Küche benutzen, und wir mussten das Bad mit dem Dienstmädchen Grete (Margarete Köppen) teilen.

Dr. Lewin hatte einen Sohn Wolfgang, der gut ein Jahr jünger war als ich, mit dem ich fortan viel gespielt habe.

Irgendwann mussten wir allerdings eine Etage höher zu der Mutter und Schwester von Dr. Lewin umziehen (Elisabeth Lewin, Witwe und Marianne Lewin, Klavierlehrerin), da »unser« Zimmer vom Militär beschlagnahmt wurde. Die alte Dame musste mit Frau »Sanitätsrat« angesprochen werden, war aber recht nett, während ihre Tochter ständig an allem etwas auszusetzen hatte.

Gegenüber dem Haus, in dem wir nun wohnten, ging eine kleine Straße (Hedwigstraße) in Richtung Streitzigsee, den man von

einigen Fenstern der Lewinschen Wohnung aus sehen konnte. Die Straße endete an einer Parkanlage (Mozartplatz) am See, und gleich rechts lag das Neustettiner Gymnasium (Fürstin-Hedwig-Oberschule), in dem wir dann immer nachmittags ab 14 Uhr Unterricht hatten. Vormittags wurde es von unseren Gastgebern genutzt. Es war landschaftlich sehr schön, alles ruhig und idyllisch, vom Krieg merkte man (fast) nichts.

Wir waren gerade ein paar Wochen in Neustettin, als wir zum Bauerneinsatz ausrücken mussten. An diesem Tag fiel für uns die Schule aus. Wir wurden mit Lastwagen auf ein Rübenfeld irgendwo außerhalb der Stadt gefahren. Dort kriegten wir jede eine Reihe zugewiesen, die so lang war, dass wir das Ende nicht sehen konnten. Wir sollten das Unkraut, das so etwa einen halben Meter hoch war, ausziehen und gleichzeitig kontrollieren, dass nur eine Rübe alleine stand. Sollte es gelegentlich eine zweite, eine kleinere geben, mussten wir sie herausrausziehen.

Es war Mittagszeit und unglaublich heiß, die Erde halbtrocken und das, was wir ausrufen sollten, war fest wie einzementiert. Nach einer Weile bin ich umgekippt. Irgendwer hat mich vom Feld geschleppt, und ich musste mich übergeben.

Dann kriegte ich mit, dass ich wohl einen Sonnenstich hätte und wurde unter einen Baum gepackt, wo ich trotz der Hitze schrecklich gefroren habe.

Abends wurden alle fleißigen Helferinnen von dem Bauern mit Butterbrotchen versorgt. Ich kriegte aber nichts runter, ich dachte nur noch mit Ekel an die Leber am Mittag, die ich dann auch nie mehr essen konnte.

Der Schulunterricht wurde von mehreren Studienrätinnen und dem schon recht alten Musiklehrer Klinkhardt (der auch Mathematik unterrichtete) ganz gut aufrecht erhalten. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir irgend ein Fach gefehlt hätte.

Da wir alle in der gleichen Fremdheitssituation lebten, war der Kontakt zu den Lehrerinnen persönlicher, als das sonst wohl üblich war. Allerdings hatten sie auch schnell Zugriff auf die wenigen mitgereisten Mütter. Man durfte nichts anstellen, es wurde sofort bekannt.

Zu dem geregelten Leben, das uns durch die Evakuierung ermöglicht werden sollte, gehörte auch, dass wir jeden Samstagnachmittag zum BDM (Bund Deutscher Mädchen) gehen mussten.

Normalerweise waren diese Zusammenkünfte auch am Mitt-

wochnachmittag, aber da hatten wir Schule.

Die Zeit in Neustettin gefiel mir gut. Außer, dass es einige Lebensmittel gar nicht, andere nur ganz selten gab, merkten wir nicht viel vom Krieg. Wir hatten keinen Hunger, und es gab nur einmal oder zweimal Fliegeralarm.

Im Frühjahr 1944 erfuhren wir, dass alle Kinder im Sommer ins KLV(Kinder-Land-Verschickung)-Lager sollten. Als ich hörte, dass unsere Schule nach Heringsdorf auf der Insel Usedom sollte, drehte sich bei dem Namen mein Magen um; ich mochte doch keine Heringe. Im September kamen wir wieder nach Neustettin zurück. Als Sextanerin war ich nach Heringsdorf gefahren, als Quintanerin kam ich nach Neustettin zurück.

Es begann dann wieder der normale Unterricht. Nach ungefähr zwei Wochen wurde uns mitgeteilt, dass aller Unterricht ausfallen müsse, auch für die Neustettiner, da die Schule als Lazarett gebraucht würde. Weihnachten 1944 wurde nur davon gesprochen, dass die Ostfront näher käme und wohin wir dann vor den Russen fliehen müssten. Manchmal hörten wir entfernten Kanonendonner und konnten uns vorstellen, was uns bevorstand.

Eines Tages hieß es, für uns wür-

de an einen Lazarett-Transportwagen ein Waggon angehängt, so dass wir nach Westen kämen, Mit Hilfe eines normalen Holzschlittens brachten wir an einem eiskalten Spätnachmittag des 28. Januars 1945 unsere beiden Koffer zum Neustettiner Bahnhof.

Da trudelten auch die anderen ein, die noch von unserer Schule da waren. Zwei Gruppen waren vor uns in Begleitung je zweier Lehrerinnen schon weggekommen.

Da standen wir dann, aber es kam kein Zug. Gegen abend hieß es, dass es erst am anderen Morgen losgehen sollte, wir sollten alle noch einmal in unser Quartier gehen und in einem warmen Bett schlafen.

Am Mittag des 29. Januars 1945 wurde tatsächlich ein Waggon an einen Truppentransportzug für uns angehängt, und wir verließen Neustettin in Richtung Norden. Nach einer wochenlangen Irrfahrt kamen wir am 8. Juni 1945 in unserer Heimatstadt Bochum an.

Eine andere Schülerin, Marga Koppka, schrieb Folgendes: Als Quartanerin der Schiller-Oberschule in Bochum kam ich im Rahmen der Schulevakuierung am 30. Juni 1943 nach Neustettin. Hier wurde ich von zwei älteren Damen aufgenommen, die mich betreuten und verwöhnten. Als ich in

der Nacht des 29. Januars 1945 mit meiner Schule die Flucht per Bahn nach Westen antreten musste, gaben mir die beiden Pflegeeltern noch ihr letztes Brot mit.

Das Buch »Flucht vor den Bomben« von Gerhard E. Sollbach ist

im Lesezeichen-Verlag, Hagen erschienen

Dieser Artikel wurde eingesandt von Herrn Jochem Horn aus 47574 Goch, Kamper Siedlung 7, Tel. 028 23-41 08 71; Heimat: Neustettin, Gneisenaustraße 4

Der Tag, der gestern vergangen

Gestern ist nicht heute mehr: Es ist weg, es ist dahin.
Es verspürt, empfindet, fühlet, sieht und höret unser Sinn
Nichts von seiner Gegenwart. Gestern ist wie ein Geschrei,
Das im Augenblick verschwindet, auch verschwunden und vorbei.
Alles gestrige Vergnügen, Lachen, Fröhlichkeit und Scherz
Ist nunmehr ein leeres Nichts. Aber auch ein bitt'rer Schmerz,
Der uns gestern drückt' und fraß, der uns
Mark und Bein durchwühlet,
Hat mit gestern aufgehört, und wird heute nicht gefühlet.

Eines Reichen fröhlich's Gestern ist mit allem seinem Prangen,
Und des Armen elend Gestern auch mit aller Not vergangen.
Beides bringt besonder'n Trost Denn die kurze Dau'r der Freuden
Tröstet alle, die nicht glücklich: Und die Pein und Schmerzen leiden,
Werden ungemein gestärkt, wenn sie dieses überlegen,
Und die unleugbare Wahrheit dieser Lehre wohl erwägen:
Indem du gestern keine Plagen

Mehr fühlen kannst, noch darfst ertragen;
So mind're Kummer und Verdruss,
Und kränk' dich nicht mehr so auf Erden.
Es wird, mit ungehemmtem Fluss,
Ein jedes Heute Gestern werden.

Berthold Hinrich Brockes (1680–1747)

Die Stadt wurde erst spät von Kampfhandlungen berührt.

Der letzte Winter in Neustettin

Wir befinden uns in der Adventszeit 1944. Es ist der sechste Kriegswinter, den wir in der Heimat erleben, und der ist besonders kalt. Der Streitzigsee ist schon in der ersten Hälfte des Dezembers zugefroren. Noch nimmt das Leben in Neustettin seinen gewohnten und geordneten Lauf. Man fühlt sich, wenn man einmal von den Umquartierungen aus dem Ruhrgebiet und Berlin absieht, für die meine Eltern unser Café und die von unseren ehemaligen Angestellten genutzten Räume zur Verfügung stellen mussten, noch vom Krieg unberührt. Mit den Lebensmittelkarten, der angeordneten Verdunkelung und der Energieeinsparung (Kohlenklau) hat man sich längst abgefunden. Doch die Zahl der in der Zeitung gemeldeten Kriegsopfer wird immer schmerzlicher.

Die anfängliche Euphorie, die einst durch Siegesmeldungen geschürt wurde, ist längst der Skepsis gewichen, und man zweifelt im stillen an den in Wehrmachtsberichten herausgegebenen Meldungen, die jeden Rückzug als Frontbegradigung, als einen taktischen Erfolg beschönigen. Aber

dennoch: Wir haben ja schließlich noch die ominöse »Wunderwaffe« in der Hinterhand, die, wenn die Zeit reif ist, unsere Gegner vernichten und uns den prophezeiten Endsieg bringen wird.

Allein dieser Gedanke verbreitet eine gewisse Gelassenheit und Sicherheit in der Stadt. Schließlich hat ja der Russe auch seine Offensive an der Weichsel gestoppt – und das lässt hoffen!

So können wir die Adventszeit, das Weihnachtsfest und den Jahreswechsel in beschaulicher Gewohnheit begehen. Es gibt sogar Sonderzuteilungen an Lebensmitteln und Weihnachtsbäume, und wir haben einen.

Von Panikstimmung ist in dieser Zeit nichts zu spüren; alles verläuft annähernd normal.

Ja, man kann es kaum glauben, dass noch zu dieser Zeit mein Cousin Alfred Hayn (Färberei in der Königstraße) und ich (wegen schwerer Kriegsverletzung und u.k. geschrieben) wegen der günstigen Wetterlage fast täglich mit seinem Segelschlitten über den See gefegt sind.

Doch dann, am 12. Januar 1945,

setzt der Russe zur Großoffensive an. Sie richtet sich zunächst gegen Ostpreußen und das okkupierte Polen. Pommern bleibt jedoch davon unberührt. Sollten wir vielleicht ungeschoren davorkommen? Die Hoffnung wird von Angst begleitet. Und unsere Angst ist berechtigt, denn bereits Mitte Januar veröffentlicht die Neustettiner Kreiszeitung einen Appell, der besagt, dass alle Frauen und Kinder, alle Umquartierungen sowie alle alten Menschen unverzüglich die Stadt zu verlassen haben, um die Kampfhandlungen der Wehrmacht nicht zu behindern. Dafür werden Züge bereitgestellt.

Ausgeschlossen von dieser Maßnahme sind Männer, die vom Volkssturm erfasst worden waren. Und dazu gehört mein Vater, den ich auf keinen Fall allein zurücklassen werde, denn ich bin wegen meiner Verwundung nicht für den Volkssturm gemustert.

Wir verspüren diese Aufforderung in den darauffolgenden Tagen in Form der Räumung unserer zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten von den Umquartierten.

Neustettin leert sich auffallend und wird allmählich zur Geisterstadt. Die ersten Flüchtlingstrecken, die nun aus Ostpreußen und den östlichen Kreisen Hinterpommerns kamen, durchqueren die

Stadt. Welch trauriger, ja trostloser Anblick. Diese Bilder von Pferdefuhrwerken und selbstgezim-merten Karren, dazu die vor Kälte verummten Menschen hatten wir bis dahin nur in den anderen, von uns besetzten Ländern in der Wochenschau gesehen. Was ist aus der einst stolzen Siegermacht Deutschland geworden!

Sollte nun auch uns dieses Schicksal ereilen?

Jetzt beginnt auch bei uns das große Packen. Mutter sowie Onkel und Tante aus Ostpreußen bereiten ihre Flucht nach Mecklenburg vor und verabschieden sich Ende Januar. Vater und ich bleiben zurück. Unsere Konditorei bleibt von nun an geschlossen. Ich werde zur Greif-Apotheke abkommandiert, um dort die Sanitätsbestände zu erfassen.

Wie ist die Situation in der Stadt? In meinem letzten Brief an meine Mutter vom 14. Februar 1945 schreibe ich: »Man merkt noch nichts von Truppenbewegungen oder Kampfhandlungen.

Nur in der Bahnhofsgegend sollen Panzersperren errichtet worden sein.« Man erwartet also den Russen aus Richtung Schneidemühl, das schon gefallen ist.

Aber noch sind uns 13 Tage vergönnt, die wir in der Heimat bleiben dürfen. Sie sollten uns in



der Tat einen fast normalen Alltag vorgaukeln. Außer einem einzigen Tieffliegerangriff an einem Sonntag geschieht nichts. Allerdings trafen die Salven genau unser Gegenüber, nämlich das Haus von Schneidermeister Lüdtke neben Keuns Hotel. Sie sollten ein Vorbote der nahenden Front sein.

Die Versorgung der noch verbliebenen Einwohner funktioniert zufriedenstellend. Vorhandene Reservelager werden aufgelöst. Post und Sparkasse sind noch in

Betrieb. Die Neustettiner Kreiszeitung gibt bekannt, dass ab sofort das Läuten der Kirchenglocken eingestellt wird, um keine Verwirrung unter der Bevölkerung hervorzurufen. Sie vermeldet ferner, dass, sobald der Feind die Stadt bedroht, geläutet wird.

Am 27. Februar 1945 bricht schließlich unser letzter Tag in Neustettin an. Etwa gegen 6 Uhr läuten die Glocken Sturm und rufen Vater und mich auf, uns umgehend an dem uns befohlenen

Stellplatz vor den Kammerlichtspielen einzufinden. Wir nehmen Abschied von unserem Zuhause mit kleinem Marschgepäck. Doch Welch ein jämmerliches Bild sollte sich uns bieten! Sollten diese zusammengetriebenen und ausnahmslos unbewaffneten Männer Neustettin retten?

Der Chef der Greif-Apotheke und Kompanieführer des Volkssturms zieht mit uns durch die gegenüber liegende Luisenstraße am Sägewerk Duske vorbei zur Kösliner Straße und weiter bis kurz vor Bügen. Hier gibt es eine Anzahl Bunker, die wir – wie gesagt – völlig unbewaffnet und mit einer Armbinde als Volkssturm gekennzeichnet, beziehen. Spätestens hier kommen uns Zweifel, was wir hier am Westrand der Stadt eigentlich sollen, wo doch der Russe aus der Bahnhofsgegend im Osten und Südosten kommt. Wir frieren jämmerlich, und der Tag vergeht nur langsam. Lageberichte erfahren wir nicht. Ein Versuch meinerseits, noch einmal nach Hause zu gelangen, scheitert, weil in der Gartenstraße kurz vor unserem Hoftor Schüsse fallen, vermutlich von deutschen Landsern. In der Ferne hört man Geschützdonner.

Dann, es mag gegen 18 Uhr sein, kommt plötzlich das Kommando: »Rette sich wer kann!« Es kommt

von unserem Kompanieführer, dem Apotheker, aus eigenem Entschluss.

Was nun! Wohin sollten wir flüchten, wo geht es lang? Vater und ich orientieren uns an der Bahnstrecke nach Belgard. Uns angeschlossen haben sich Studienrat Geyer und Paul Volck,

Inhaber des Radiogeschäftes in der Friedrichstraße. Sie alle vertrauen auf meine Führung. Während wir nun Stunde um Stunde bei starker Kälte über Groß-Dalenthin, Eschenriege und Elfenbusch nach Gramenz trotten, ist der neue Tag längst angebrochen. Die alten Männer sind erschöpft, und Tieffliegersalven machen uns zu schaffen.

Doch endlich erreichen wir Gramenz, und hier sollte tatsächlich das Glück in Form eines unter Dampf stehenden Güterzuges auf uns warten, der uns bis Belgard bringt. Wir sind gerettet!

Zumindest meine drei Begleiter. Ich habe sie, jetzt ohne Armbinde des Volkssturms, auf den Bahnhof unter wartende Flüchtlinge geschleust. Sie fuhrten unbehelligt über Kolberg nach Westen, während mir eine lange Odyssee bevorstehen sollte.

Fritz Erbguth
Pommernzeitung Februar
1999



Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.

Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu. Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften. Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen. *Dr. Siegfried Raddatz*

HEIMATMUSEUM DES KREISES NEUSTETTIN IN POMMERN
Schlossplatz 1 23701 Eutin

Öffnungszeiten April – Oktober, jeden Mittwoch von 15 – 17 Uhr
und nach Vereinbarung.

Tel.: Rita Kennel, 045 24-657 und Dr. S. Raddatz, 02 21-69 87 85

Welch eine Freude!

Ja, Welch eine Freude erlebte ich am Donnerstag (31. Juli 2014), als ich bei herrlichem Sommerwetter vor unserem Heimatmuseum in Eutin auf Gäste aus Szczecinek (Neustettin) wartete.

Durch Vermittlung der Damen Christa Himmele, geb. Dennig und Ihrer Tochter Dorothee Himmele-Doll war mir der Besuch des kaschubisch-polnischen Ehepaars Maria und Henryk Gaszkowscy angekündigt worden. Und in der Tat, nach kurzem Warten trafen die Gäste ein, begleitet von den oben genannten Damen und dem Szczecineker Künstler, Herrn Wiesław Adamski

Was war der Anlass? Das Ehepaar Gaszkowscy, in einem schönen Haus in der ehemaligen Blücherstraße wohnend, hatte sich in der früheren Kösliner Straße zwei nebeneinander liegende, alte Häuser gekauft. In einem Haus hat Herr Gaszkowski sein Büro, und das andere Haus hat er komplett neu aufgebaut in einem historisierenden Stil. Bald hatte er die Idee, auf dem Dach des neuen Hauses einen pommerschen Greif aufzustellen, auch um die Verbundenheit mit der deutschen Geschichte zu dokumentieren.

Er wandte sich also an Herrn

Adamski, und dieser nahm die Idee bereitwillig auf. Aber wie sollte man einen solchen Greif gestalten? Man sieht ihn immer nur zweidimensional, wie z. B. im Wappen von Neustettin und dem von Szczecinek, auch auf Urkun



den oder Fahnen, nirgendwo aber dreidimensional als Plastik. Der pommersche Greif ist ein geflügeltes Fabeltier, im unteren Teil ein aufrechter Löwe und im oberen Teil mit einem Greifenkopf, gekrümmt wie der Kopf und mit den Krallen eines Adlers.

Herr Adamski machte sich an die Arbeit und stellte zunächst als Modell einen kleinen Greif her.

Von diesem Modell waren Maria und Henryk Gaszkowski so begeistert, dass sie ein größeres Exemplar in Auftrag gaben, und dieser Greif zierte nun das Dach des neuen Hauses.

Was aber mit dem kleinen Greif? Man kam auf die Idee – auch auf einen Vorschlag von Christa Himmele – das kleinere Exemplar auf einen Marmorsockel zu stellen und diese Statuette unserem Heimatmuseum und damit allen ehemaligen Neustettinern zu schenken.

Freudig und dankbar nahm ich das außergewöhnliche Geschenk am Freitag (1. August 2014) an. Die Überreichung erfolgte in unserem Museum. Sie wurde gefilmt und soll u. a. im Lokalfernsehen TV Zachod gezeigt werden. In der

Widmungsurkunde heißt es (und eingraviert im Sockel der Statuette) in polnischer und deutscher Sprache. (Text siehe unten)

Natürlich schauten sich die polnischen Gäste auch die Exponate in unserem Museum an, blätterten in Schriftstücken und Alben, nahmen Ansichten des Rathauses und der letzten deutschen Bürgermeister in Augenschein, stöberten am Tisch der ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schüler, lasen alte Meisterbriefe, lobten die sehr schönen Fotos von den Kirchen im Kreis Neustettin und von den charakteristischen pommerschen Landwegen. Sie waren begeistert und voller Lob und erkannten auch, mit welcher Liebe und mit welchem Herzblut dieses Museum eingerichtet wurde. All dies wollen sie in ihrem TV-Bericht zeigen und damit unser schönes Museum in

GRYF ZE SZCZYTU KAMIENICY GASZKOWSKICH WYKONAŁ
ARTYSTA RZEZBIARZ WIESŁAW ADAMSKI 2013 ROK.
PRZYJACIOŁOM MIASTA NEUSTETTIN – SZCZECINEK W
NIEMCZECH FUNDUJA TE MINIATURE WYKONANA Z REKA
W. ADAMSKIEGO MARIA I HENRYK GASZKOWSCZY.

DEN GREIF VOM GIEBEL DES GASZKOWSKISCHEN HAUSES
GESTALTETE 2013 DER BILDHAUER WIESŁAW ADAMSKI.
FÜR DIE FREUNDE VON NEUSTETTIN – SZCZECINEK IN DEUTSCHLAND
STIFTEN MARIA UBD HENRYK GASZKOWSKI DAS MINIATUR-MODELL
VON W. ADAMSKI, EINE STATUETTE.



Szczecinek den Bürgern bekannt machen und sie animieren, unser Museum in Eutin zu besuchen.

Welch eine Freude also, und ich bin sicher, dass Frau Kennel, die ebenfalls bei der Überreichung dabei war (und gleich einen geeigneten Stellplatz vorschlug), hof-

fentlich bald polnischen Gästen in kompetenter und herzlicher Weise unser Museum präsentieren kann.

Wieder ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis zwischen Polen und Deutschen und ihrer Geschichte!

Dr. Siegfried Raddatz

Mein Weihnachtsgedicht

VON STEPHAN SAREK

Weihnachten versinkt im Schnee,
nur nicht hier und das tut weh.
Denn wo sonst zu Glockenspielen
leise rieselnd Flocken fielen,
kann man heut' mit Gottes Segen
allenfalls noch Regen fegen.

Kommt der Mensch mit seinem Schlitten
nicht mehr den Hang hinab geritten,
weil sich ohne Schneekanonen
Ski und Rodel kaum noch lohnen,
ist's auch dem Weihnachtsmann erschwert,
der ebenfalls auf Kufen fährt.

So hau ich Dich, du braver Mann,
dies Jahr nicht nach Geschenken an.
Denn beim Versuch, im Schnee zu landen,
würdest du glatt im Sande stranden.
Stattdessen will ich lieber Geld,
um dort, wo Schnee liegt, hinzureisen.

Was dir gewiss auch gut gefällt,
denn Geld lässt sich leicht überweisen!

Ein Stückchen Szczecinek in Eutin

Schwere Vergangenheit

Wenige wissen, dass sich im recht entlegenen Eutin in Deutschland ein Museum befindet, das den Neustettinern und Kreis-Neustettinern gewidmet ist. Zur Zeit wird das Schicksal seiner Sammlungen diskutiert.

Eine Gelegenheit, sich diesem Ort zu nähern, war der kürzliche Besuch von Herrn Henryk Gaskowski, einem Unternehmer aus Szczecinek, in Eutin. Es kam zu einer nicht alltäglichen Geste, indem er dem dortigen Museum ein Modell des Greifen in Form einer Statuette schenkte. Das größere Original schmückt sein Haus in Szczecinek, Ecke Kösliner Straße/Grünstraße. Das Kunstwerk fertigte der Szczecineker Bildhauer Wiesław Adamski an. Der kleine Greif war einer der Probeabgüsse. Das Geschenk wurde mit großer Freude und Rührung entgegen genommen und bekam im Museum einen Ehrenplatz.

Das ist eine gute Gelegenheit, den Szczecineker Bewohnern zu erklären, warum im fernen Eutin im Land Schleswig-Holstein sich Exponate befinden, die Pommern und den Kreis Neustettin betreffen. Jenes Eutin hat eine Paten-

schaft – so eine Art Patronat – über die ehemaligen Bewohner von der Stadt und dem Kreis Neustettin. Ursache für diese Wahl war der Umstand, dass sich in der Umgebung der angegebenen Stadt viele Umsiedler ansiedelten, die aus den Gebieten kamen, die an Polen angeschlossen wurden.

Und so war es in diesem Fall. Dort in Eutin treffen sich die Neustettiner Landsleute regelmäßig, tauschen Erinnerungen aus und geben auch historische Publikationen heraus. Eutin ist also sowohl der Wohnsitz vieler Landsleute als auch Ort des Museums, in das man viele Erinnerungsstücke brachte seitens der deutschen Familien.

Die Ausstellung hat einen stark emotionalen Charakter. Daher findet man dort z.B. Stücke von Dachziegeln, Ziegelsteine von Häusern, welche ihre Hausherrn für immer verließen. Es gibt dort zahlreiche Bilder, familiäre Erinnerungen, Dokumente, Trachtenmodelle, Landkarten, Pläne und Ansichtskarten. Eine Besonderheit ist der originale Schlüssel der Kirchentür der Nikolaikirche, heute Marienkirche.

Es gibt auch sehr wertvolle Materialien, die ausschließlich das

Neustettiner Land betreffen. Das sind Chroniken von Dörfern und Städten, auch Lebens- und Fluchtberichte, Korrespondenzen sowie Baupläne einiger Objekte.

Die Besucher werden von ehrenamtlich tätigen Landsleuten herumgeführt. Die Einrichtung ist nur einmal in der Woche für zwei Stunden geöffnet.

Wie mir die Betreiber der website www.szczecinek.org mitteilten, wird das Museum zur Hälfte von der Stadt Eutin und zur anderen Hälfte von den Spenden der Landsleute finanziert – von denen es immer weniger gibt.

»Schon bei früheren Besuchen in Eutin wurde uns signalisiert, dass es finanzielle Probleme gibt, dass die Zahl der Besucher nachlasse und dass die Zukunft des Museums ungewiss ist«, sagte Lukasz Chmielewski, der Initiator des Portals.

Aus Gesprächen mit Landsleuten ist bekannt, dass das Museum in Eutin wohl keine Zukunft mehr hat. Laut Satzung sind bei

einer Schließung die Exponate ans Pommersche Landesmuseum in Greifwald zu geben. Ein Teil der Landsleute ist für eine Überführung nach Szczecinek. Der Vorsitzende der Neustettiner Landsleute, Dr. Siegfried Raddatz, der enorme Kräfte in den Dienst einer deutsch-polnischen Verständigung eingesetzt hat und dafür bei der 700-Jahrfeier mit einer Jubiläumsmedaille geehrt wurde, ist für die zweite Lösung. Allein kann er jedoch keine diesbezügliche Entscheidung fällen. Unter den Neustettiner Landsleuten gibt es viele, die gegen eine Übergabe des historischen Nachlasses nach Szczecinek sind. Hier werden Erinnerungen wach an die traurige, gescheiterte Rückgabe der kleinen Glocke von der Nikolaikirche anlässlich der 100-Jahrfeier der Kirche.

*aus Głos Koszalińska, Freitag, den
29. August 2014*

*Rajmund Welnic
(rajmund.welnic@gk24.pl)*

Übers. von Dorothee Himmele-Doll

**Wenn ich schwach bin,
bin ich stark. (Apostel) PAULUS**

Was wir uns schenken werden

Von Ephraim Kishon

Damit Klarheit herrscht: Geld spielt bei uns keine Rolle, solange wir noch Kredit haben. Die Frage ist, was wir einander zu den vielen Festtagen des Jahres schenken sollen. Wir beginnen immer schon Monate vorher an Schlaflosigkeit zu leiden. Der Plunderkasten »Zur weiteren Verwendung« kommt ja für uns selbst nicht in Betracht. Es ist ein fürchterliches Problem.

Vor drei Jahren, zum Beispiel, schenkte mir meine Frau eine komplette Fechtsausrüstung und bekam von mir eine zauberhafte Stehlampe. Ich fechte nicht.

Vor zwei Jahren verfiel meine Frau auf eine Schreibtischgarnitur aus carrarischem Marmor – samt Briefbescherer, Brieföffner, Briefhalter und Briefmappe, während ich sie mit einer zauberhaften Stehlampe überraschte. Ich schreibe keine Briefe.

Vorheriges Jahr erreichte die Krise ihren Höhepunkt, als ich meine Frau mit einer zauberhaften Stehlampe bedachte und sie mich mit einer persischen Wasserpfeife. Ich rauche nicht.

Heuer trieb uns die Suche nach passenden Geschenken beinahe in den Wahnsinn. Was sollten

wir einander noch kaufen? Gute Freunde informierten mich, dass sie meine Frau in lebhaftem Gespräch mit einem Grundstücksmakler gesehen hätten.

Wir haben ein gemeinsames Bankkonto, für das meine Frau auch allein zeichnungsberechtigt ist. Erblich nahm ich sie zur Seite: »Liebling, das muss aufhören. Geschenke sollen Freude machen, aber keine Qual. Deshalb werden wir uns nie mehr den Kopf darüber zerbrechen, was wir einander schenken sollen.

Ich sehe keinen Zusammenhang zwischen einem Feiertag und einem schottischen Kilt, den ich außerdem niemals tragen würde. Wir müssen vernünftig sein, wie es sich für Menschen unseres Intelligenzniveaus geziemt. Lass uns jetzt ein für allemal schwören, dass wir einander keine Geschenke mehr machen werden!«

Meine Frau fiel mir um den Hals und nässte ihn mit Tränen der Dankbarkeit. Auch sie hatte an eine solche Lösung gedacht und hatte nur nicht gewagt, sie vorzuschlagen. Jetzt war das Problem für alle Zeiten gelöst.

Am nächsten Tag fiel mir ein,

dass ich meiner Frau zum bevorstehenden Fest doch etwas kaufen müsste. Als erstes dachte ich an eine zauberhafte Stehlampe, kam aber wieder davon ab, weil unsere Wohnung durch elf zauberhafte Stehlampen nun schon hinlänglich beleuchtet ist.

Außer zauberhaften Stehlampen wüsste ich für meine Frau nichts Passendes oder höchstens ein Brillantdiadem – das einzige, was ihr noch fehlt. Einem Zeitungsinserat entnahm ich die derzeit gängigen Preise und ließ auch diesen Gedanken wieder fallen.

Zehn Tage vor dem festlichen Datum ertappte ich meine Frau, wie sie ein enormes Paket in unsere Wohnung schleppte. Ich zwang sie, es auf der Stelle zu öffnen. Es enthielt pulverisierte Milch. Ich öffnete jede Dose und untersuchte den Inhalt mit Hilfe eines Siebes auf Manschettenknöpfe, Krawattennadeln und ähnliche Fremdkörper. Ich fand nichts. Trotzdem eilte ich am nächsten Morgen, von ungunstigen Ahnungen erfüllt, zur Bank.

Tatsächlich: Meine Frau hatte 260 Pfund von unserem Konto abgehoben, auf dem jetzt nur noch 80 Aguroth verblieben, die ich sofort abhob. Heißer Zorn überkam mich.

Ganz wie du willst, fluchte ich in mich hinein. Dann kaufe ich

dir also einen Astrachanpelz, der uns ruinieren wird. Dann beginne ich jetzt, Schulden zu machen, zu trinken und Kokain zu schnupfen. Ganz wie du willst.

Gerade als ich nach Hause kam, schlich sich meine Frau, abermals mit einem riesigen Paket, durch die Hintertür ein. Ich stürzte auf sie zu, entwand ihr das Paket und riss es auf. Natürlich. Herrenhemden. Eine Schere ergreifen und die Hemden zu Konfetti zerschneiden war eins.

»Da – da!«, stieß ich keuchend hervor. »Ich werde dich lehren, feierliche Schwüre zu brechen!«

Mein Frau, die soeben meine Hemden aus der Wäscherei geholt hatte, versuchte einzulenken. »Wir sind erwachsene Menschen von hohem Intelligenzniveau«, behauptete sie. »Wir müssen Vertrauen zueinander haben. Sonst ist es mit unseren Eheleben vorbei.« Ich brachte die Rede auf die abgehobenen 260 Pfund.

Mit denen hätte sie ihre Schulden beim Friseur bezahlt, sagte sie. Einigermaßen betreten brach ist das Gespräch ab. Wie schändlich von mir, meine kleine Frau, die beste Ehefrau von allen, so völlig grundlos zu verdächtigen.

Das Leben kehrte wieder in seine normalen Bahnen zurück. Im Schuhgeschäft sagte man

mir, dass man die gewünschten Schlangenschuhe für meine Frau ohne Kenntnis der Fußmaße nicht anfertigen könne, und ich sollte ein Paar alte Schuhe als Muster mitbringen. Als ich mich mit dem Musterpaar unterm Arm aus dem Haustor drückte, sprang meine Frau, die dort auf der Lauer lag, mich hinterrücks an. Eine erregte Szene folgte. „Du charakterloses Monstrum!“ sagte meine Frau. »Zuerst wirfst du mir vor, dass ich mich nicht an unsere Abmachung halte, und dann brichst du sie selber! Wahrscheinlich würdest du mir auch noch Vorwürfe machen, weil ich dir nichts geschenkt habe ...«

So konnte es nicht weitergehen. Wir erneuerten unseren Eid. Im hellen Schein der elf zauberhaften Stehlampen schworen wir uns, bestimmt und endgültig keine Geschenke zu kaufen.

Zum ersten Mal seit Monaten zog Ruhe in meine Seele ein.

Am nächsten Morgen folgte ich meiner Frau heimlich auf ihrem Weg nach Jaffa und war sehr erleichtert, als ich sie ein Spezialgeschäft für Damenstrümpfe betreten sah. Fröhlich pfeifend kehrte ich nach Hause zurück. Das Fest stand bevor, und es würde keine Überraschung geben. Endlich! Auf dem Heimweg machte ich

einen kurzen Besuch bei einem befreundeten Antiquitätenhändler und kaufte eine kleine chinesische Vase aus der Ming-Periode. Das Schicksal wollte es anders. Warum müssen die Autobusfahrer auch immer so unvermittelt stoppen. Ich versuchte die Scherben zusammen zu leimen, aber das klappte nicht recht. Um so besser. Wenigstens kann mich meine Frau keines Vertragsbruches zeihen.

Meine Frau empfing mich im Speisezimmer festlich gekleidet mit glückstrahlendem Gesicht. Auf dem großen Speisezimmer-tisch sah ich, geschmackvoll arrangiert, einen neuen elektrischen Rasierapparat, drei Kugelschreiber, ein Schreibmaschinenfutteral aus Ziegenleder, eine Schachtel Skiwachs, einen Kanarienvogel komplett mit Käfig, eine Brieftasche, eine zauberhafte Stehlampe, einen Radiergummi und ein Koffer-Grammophon (das sie bei dem alten Strumpfhändler in Jaffa am Basar unter der Hand gekauft hatte). Ich stand wie gelähmt, und brachte kein Wort hervor.

Meine Frau starrte mich ungläubig an. Sie konnte es nicht fassen, dass ich mit leeren Händen gekommen war. Dann brach sie in konvulsivisches Schluchzen aus: »Also so einer bist. So behandelst du mich. Einmal in der Zeit

könntest du mir eine kleine Freude machen – aber das fällt dir ja gar nicht ein. Pfui, pfui, pfui! Geh mir aus den Augen. Ich will dich nie wiedersehen ...«.

Erst als sie geendet hatte, griff ich in die Tasche und zog die goldene Armbanduhr mit den Saphiren hervor. Kleiner dummer Liebling.

Worauf es ankommt!

Es kommt nicht darauf an, geliebt zu werden,
– sondern zu lieben.

Es kommt nicht darauf an zu genießen,
– sondern zu schenken.

Es kommt nicht darauf an, sich durchzusetzen,
– sondern sich einzusetzen.

Es kommt nicht darauf an, den Frieden zu erwarten,
– sondern Friedensstifter zu sein.

Es kommt nicht darauf an, daß Gott tut, was ich will,
– sondern daß ich tue, was Gott will.

Es kommt nicht darauf an, was die Menschen von mir denken,
– sondern was Gott von mir denkt.

Es kommt nicht darauf an, alles zu erkennen,
– sondern das Erkannte zu tun.

Es kommt nicht darauf an, dem Leiden zu entgehen,
– sondern das Leiden sinnvoll zu ertragen.

Es kommt nicht darauf an, wann ich sterbe,
– sondern ob ich bereit bin, in Gott zu leben.

Martin Luther King

Ernst Wiechert Der Totenwald

Den Krieg konnte man vergessen, nicht immer, aber doch zuweilen. Er war eine Sache zwischen Männern gewesen, die einander bekämpft hatten, nicht aus eigenem Willen oder aus Hass, sondern auf einen höheren Befehl, auf den Befehl des Idols, das sie die Gerechtigkeit nannten, oder die Nation, oder mit sonst einem klingenden, nicht sehr überzeugenden Namen. Er war hässlich gewesen, ein Rückfall in primitive Zeiten, auf das Totschlagen lebendiger Wesen gerichtet. Er war der Vater vieler Dinge, und die meisten von ihnen waren nicht schön, sobald der Glanz der Suggestionen von ihnen abgefallen war. Aber vielleicht konnte man meinen, dass er notwendig sei, solange sich die Völker sich denen beugten, die über die Notwendigkeit entschieden, ohne danach zu fragen, was sie dazu berechtige.

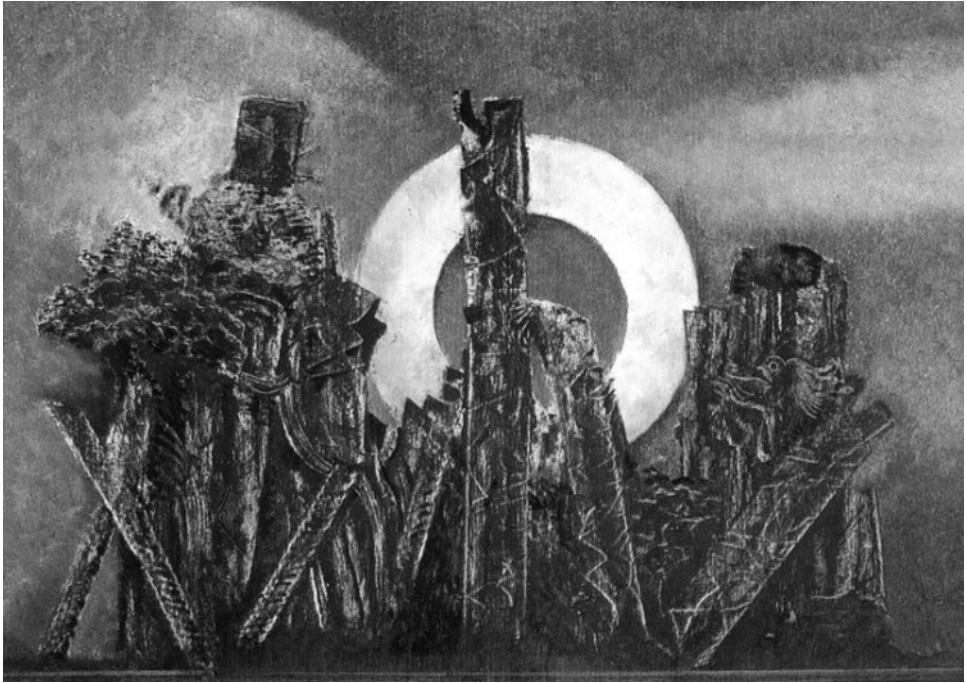
Seine Wunden vernarbten, aber was hier gewesen war, vernarbte nicht. Es würde keine Haut darüber wachsen, der Zeit, oder der Vergesslichkeit, oder der wachsenden Gleichgültigkeit.

Sie würden immer offen bleiben, und jede Falte des Tages oder der Nacht würde sie scheuern und schmerzen. Denn was hier ge-

schehen war, war nicht zwischen Männern geschehen wie im Kriege. Es war nicht einmal zwischen Herren und Knechten geschehen, sondern eben zwischen Henkern und Opfern. Es war nicht mit dem Anstand von Kämpfenden geschehen, denn hier gab es keine Kämpfenden. Es gab nur die Rache von Emporkömmlingen und die Rohheit von Schlächtern. Das Volk war wie durch ein Sieb gefallen, und die Spreu hatte die Herrschaft über den Weizen gewonnen. Gottes Wind war des Teufels Wind geworden.

Niemals war die Nacktheit der Macht schamloser verbrämt worden, niemals das ›Ebenbild Gottes‹ tiefer geschändet worden. Die Wunden, die Johannes davontrug, waren nicht nur seine eigenen Wunden, nicht nur die der Tausende, die er hier zurückließ, ja nicht nur einmal seines Volkes. Die ganze Menschheit war geschändet worden, und wer sagte ihm, dass dies hier nur bei seinem eigenen Volke möglich war und bei den anderen ›Diktaturen‹?

Die Zeit hatte den Grund der Völker ausgegraben, und aus der Tiefe waren stinkende Quellen aufgebrochen. Aber man wusste



Max Ernst, *La Grande Forêt*

nicht, wie weit sie sich unter der Erde verzweigten und was mit anderen Völkern sein würde, wenn man ihren Grund aufgrübe. Es waren trüber Brunnen, in denen Gott sich spiegelte, und man ging von dannen wie von einem aussätzigen Feld, selbst die Fußsohlen brennend von dem Gift der Krankheit.

Und dieses alles sollte man vergessen, wie man eine Krankheit vergaß? Einmal war der Schleier von den letzten Dingen fortgezogen worden, und Johannes hatte in das Entschleierte hineingesehen.

»Wer Jehova sieht, stirbt«, stand in der Bibel geschrieben.

Aber wenn dies Jehovas Antlitz war, auch dieses, so war es besser, seinen Namen auszulöschen und einen einfacheren an seine Stelle zu setzen, einen Namen ohne Verheißung, ohne Glanz, ohne Liebe, einen menschlichen Namen oder den Namen eines Tieres aus der Offenbarung.

Er stand dort unter den Sternen und bedachte sein kommendes Leben. Er wusste noch nicht, dass er eine Woche später die Sterne über seinem stillen Hof leuchten sehen würde. Auch noch nicht, dass er vor seiner Entlassung eine »Audienz« beim Propagandaminister

haben würde, der ihm erklären sollte, dass sein Einfluss auf so viele Menschen unerwünscht sei und dass er bei dem geringsten Anlass wieder ins Lager kommen werde, aber dann »auf Lebenszeit und mit dem Ziel seiner physischen Vernichtung«. Er wusste es noch nicht, und vielleicht würde es ihm in diesem Augenblick nicht einmal als das Wichtigste erschienen sein. Niemals war ihm wie in dieser Stunde so die Erkenntnis aufgegangen, dass er nur ein Teil sei, ein Teil aller Leidenden, die unter diesen dunklen Dächern eben ihren Schlaf begannen. Ein Teil aller Leidenden auf dieser dunklen Erde, vom Schicksal hinabgeführt bis an den tödlichen Quell ihrer Qualen, dass er in ihnen die Füße netze, um dann fortzugehen und den alten Kampf wieder aufzunehmen, den Kampf gegen die Lüge, die Gewalt, das Unrecht, die Finsternis. Gestählt und geläutert nun, unverwundbar gemacht durch das Drachenblut, aufgerufen bei seinem Namen. Vielleicht war schon zu viel Sicherheit in seinem Leben gewesen, zu viel Ruhm, zu viel Leben im Schmerzlosen außer in dem der Phantasie. Und da das Schicksal mehr mit ihm gewollt hatte, so hatte es ihn hierher geworfen, in den großen Tiegel der Qualen, und er würde nun zu ze-

gen haben, ob es ihm zum Segen geworden sei.

Er wollte nichts missen davon. Er würde sich schon wieder aufrichten. Er würde nichts vergessen, aber er würde nun zusehen müssen, das aus dem Unvergesslichen mehr wüchse als nur die bittere Frucht des Hasses.

Am nächsten Morgen wurde er vorgerufen und stand zum letzten Mal zwei Stunden in dem schneidenden Wind des Sonnenaufgangs. Dann wurde ihm gesagt, dass er sich bereit halten solle, um die Mittagszeit aufzubrechen.

Er hatte nicht viel zu ordnen. Er hatte nur Abschied zu nehmen. Er saß noch eine Weile in der Bibliothek und bei Josef und ging noch einmal ins Siechenheim. Am schwersten wurde ihm ums Herz, als er die Tränen in Vater Kilbs Augen sah.

»Ein merkwürdiger Mensch«, sagte jemand in seiner Baracke. »Als der ankam, war sein Gesicht wie aus Stein, und nun, wie er fortgeht, ist es ebenso.« Ja, auch dieses hatte Johannes gelernt. Es war keine Welt, in der es gut war, das Herz bis in die Augen steigen zu lassen.

Dann rief man ihn zur Kammer, und er bekam seine Kleider wieder. Der letzte Abschied. Eine Weile stand er noch am Tor, empfing

sein Geld und vom »Pfarrerssohn« die Ermahnung, sich unterwegs »anständig zu betragen«.

Dann unterschrieb er die berühmte Erklärung, und dann ging er mit dem Scharführer die Lagerstraße entlang. Überall winkte man ihm zu, verstohlen, fast nur mit den Augen. »Mit Gott! Mit Gott!« riefen die Sträflinge in Dostojewskis »Totenhaus«, aber hier konnten sie nicht »Mit Gott!«

rufen. Gott hatte sie verlassen und war gestorben. »Vergiss uns nicht!« riefen sie unhörbar. »Denk an uns! Hilf uns! Vergiss uns nicht!«

Nein, er würde sie niemals vergessen.

Geschrieben 1939, veröffentlicht 1945, 1945 zog er in die Schweiz. Aufgrund regimekritischer Äußerungen wurde er 1938 verhaftet und zwei Monate im KZ Buchenwald festgehalten.





Misdroyer und Ratzebuhrer in Timmendorfer Strand

Vom 12. bis 14. September 2014 fand in Timmendorfer Strand das ›große‹ Patenschaftstreffen statt. Im Hotel ›Parkfrieden‹ logierten die Misdroyer, das Hotel ›Friedrichsruh‹ (Mein Strandhaus) in Niendorf war das Ziel der Ratzebuhrer (mit 25 Personen).

In Niendorf versammelten sich alle Teilnehmer am Sonnabend zum gemeinsamen festlichen Abend, auf dem der Timmendorfer Shanty-Chor (›Seepferdchen‹) Lieder von der See und der Seemannsbraut sangen.

Das Treffen begann vormittags im ›Alten Rathaus‹, in das die Bürgervorsteherin Anja Evers zu einem Empfang eingeladen hatte. Sie erklärte uns Teilnehmern den Unterschied zwischen Patenschaft und Partnerschaft.

Als Vertreter der Patenkinder bedankte ich mich für den festlichen Empfang und skizzierte meine Kindheit den hier versammelten Anwesenden, viele der Patenkinder sind zwischen etwa 1935 und 1945 geboren.

War es das ›Drachensteigenlassen‹ am Strand von Misdroy oder der kurze Halt des ›Circus Berolina‹ in Ratzebuhr, so war das der Inbegriff unserer Kindheit, das war Frieden, das war behütete Kindheit – fern aller geschichtlichen Ereignisse.

Ich selbst wuchs auf einem Bauernhof auf mit Hühnern und Enten, mit Kühen und Pferden, wurde als Einzelkind von allen verwöhnt.

Wie stolz war ich, wenn ich mit Onkel Fritz dem geliebten Fohlen Hanser Milch geben durfte! Wenn der Dreschkasten wummerte und man mich nicht in dem Staub bei sich haben wollte, dann bastelte ich mir an den Fensterknäufen mit Bändern und Stricken den eigenen Dreschkasten. Sie sollten die Riemen darstellen, und mein kräftiges Brummen sollte das Geräusch der gigantischen Maschine imitieren.

Oder ich saß abends auf dem Schoß meines Ömchens, gegenüber nur das Licht des Volksempfängers, durch die Fensterscheiben schaute der Mond, und zusammen sangen wir: ›In Mutters Stübele da geht ein Hm Hm Hm‹ oder ›Tante Hedwig, Tante Hedwig, die Nähmaschine geht nicht‹ Und wenn die Mutter dann vom Melken

kam, dann ging es ins Bett und ich schlief traumlos dem neuen Tag entgegen.

Ich war so glücklich und zufrieden, dass ich selbst Lebertran liebte, den meine Mutter aber mit Milch und Vanillepudding verfeinert hatte. O, selige Kindheit – feste Basis für ein ganzes Leben!

Dann kam – wie Gottes Strafgericht – die Rote Armee. Flucht (30.1.1945), Rückkehr, ein Jahr ‚wilde Zeit‘, Ausweisung mit einem Viehwaggon und Ankunft im katholischen Rheinland. (Damals war die ‚Abgeneigtheit‘ zwischen katholischen und evangelischen Christen größer als heute zwischen Christen und Muslimen)!

Auf das Paradies Pommern, auf die fetten Jahre, folgten nun die mageren Jahre. Ob – wie bei Elia (ich hörte gerade die Morgenandacht) – wir alle von einem Engel begleitet wurden? Es folgte nach Ausbildung und Bildung ein Leben in Freiheit und im Wohlstand.

Seit Jahren in Köln lebend, habe ich das Rheinische Grundgesetz verinnerlicht. Ein Artikel lautet: »Wat fott es, es fott!« Wahrscheinlich zu lange haben wir das auf den Verlust unserer pommerschen Heimat nicht angewandt.

Besonders beeindruckt mich: »Et es noch immer jot jejange!« Welch ein Optimismus, welch eine Zuversicht!«

Ich denke, das konnte nur auf mich

wirken, mich packen auf der Basis meiner besonnenen Kindheit. Ob da auch der Engel von Elisa geholfen hat?!

Am Sonntag versammelten wir uns alle in der Waldkirche. Prof. Vogels Predigt zielte auf Toleranz – so wie Gottes Wort es fordert

(Predigttext anschließend).

Die Lektorin las auch eine Sure aus dem Koran.

Prof. Vogel begleitete uns zum Mahnmal der Kriegstoten beider Weltkriege, wo wir einen Kranz niederlegten.

In seiner kurzen Ansprache meinte er, wir seien frühreif gewesen, hätten wir doch mit unserer Charta der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge schon 1950 auf Verständigung und auf Europa gesetzt.

Der Sonntagnachmittag und der Abend waren wieder besonders schön. Man war ganz bei sich, unter sich, und die Erzählungen nahmen kein Ende. Einige wollten nach 20 Uhr nach Hause fahren, aber es regnete wie aus Kübeln gegossen. Da kramte Eckhard Schön seine Mundharmonika hervor und fing – erst leise, dann immer voller – an zu spielen, und bald sangen alle mit. Herrlich!

Erst nach 22 Uhr ließ der Regen etwas nach, so dass wir einigermaßen trockenen Fußes unseren Heimweg antreten konnten – es war wieder ein großes Treffen!

Dr. Siegfried Raddatz

Predigt in der Waldkirche

PROF. THOMAS VOGEL

Liebe Gemeinde!

Im Frühsommer habe ich hier vor der Waldkirche über Gärten gepredigt und biblisch sowohl den Paradiesgarten als auch Gethsemane besonders in den Blick genommen. Dabei hatte ich schon erwähnt, auch über den besonderen Garten von Belek predigen zu wollen. Das soll jetzt geschehen. Belek war für lange Zeit nicht viel mehr als ein Dorf mit fruchtbarer Landwirtschaft (Baumwolle und Apfelsinen z. B.) und einem breiten Küstenstreifen an der Mittelmeerküste der Türkei, zwischen Antalya, der großen Stadt dort, und Side gelegen, einem der heutigen Massentourismusorte. Side heißt übersetzt ›Granatapfel‹ – dort gibt es viele Plantagen davon. Zum Strand hin erstreckt sich ein breiter Pinienhain. Für lange Zeit war's das für Belek. Bis vor wenigen Jahren und bis in die Gegenwart dort ein Hotel am anderen entstanden ist, viel Luxus, 50.000 Betten, und Golfplätze. Jetzt ist Belek ein bekanntes Golf-Paradies, sagt man. Von Golf verstehe ich nichts, und Paradies hat für mich damit sicher nichts zu tun. Wahrhaftig aber gibt es in Belek einen Garten, der tat-



sächlich paradiesische Züge trägt. Davon hatte ich gehört, indem ich von John Ellerbrock aus unserem Kirchengemeinderat einen entsprechenden Hinweis bekommen hatte, der mir ganz neu war. Noch am selben Abend habe ich im Internet recherchiert, Stoff für ein Wort »Zum Sonntag« für die »Lübecker Nachrichten« gefunden. Und sogleich hat sich der leise Wunsch in mir festgesetzt, diesen Garten unbedingt einmal aufsuchen zu wollen – so wie schon Gethsemane, ganz unvergesslich, im Frühjahr 2012. Im März dieses Jahres war ich auf den Spuren der Apostel in biblischen Kerngebieten in Kappadokien in Anatolien für eine Studienwoche unterwegs. Ausgangspunkt der Reise: Antalya. Und tatsächlich, den Reiseleiter hatte ich mehrfach auf mein Interesse am Garten in Belek angesprochen: Am Samstagabend gegen Ende meiner Studienfahrt kamen wir mit dem Bus auf der Fahrt ins nächste Hotel genau dort vorbei. Ein kurzer Blick, erleuchtete Gebäude, ohne Protz, ein lichter Platz. Wenigstens ein Eindruck. Meine sehnsüchtige Neugier

aber war eher weiter aufgeweckt als gestillt. Das Hotel ist bald erreicht. Weit kann die Entfernung nicht sein. Vorsichtshalber habe ich mir den Weg eingeprägt. Nach dem Abendessen, es ist längst dunkel draußen, mache ich mich auf den Weg. Vermutlich ist alles geschlossen zu dieser späten Stunde, doch ein paar Eindrücke und Foto-Aufnahmen könnten doch möglich sein? Ich finde mich auf dem Weg dorthin zielstrebig zurecht, wobei die breiten, gepflegten Straßen mit lebhaftem, abendlichen Autoverkehr einen krassen Gegensatz bilden zu den holperigen, etwas zufälligen und müll-bewehten Fußwegen. Ob Fußgänger gar nicht recht vorgesehen sind? Außer mir ist niemand so unterwegs. Doch dann: Erfreut mache ich nach der nächsten Ecke aus, dass ich auf gutem Wege bin. Mein ersehnter Zielort kommt in den Blick, recht dunkel, doch mit offenkundig angeleuchteten Gebäuden. Ich gehe weiter. Durch die Hecke sind Fassaden klar zu unterscheiden, aber ein Gesamteindruck ist so von der Rückseite aus kaum zu gewinnen. Also strebe ich dem Eingang zu. Auf einem Schild steht in mehreren Sprachen »Garten der Toleranz«. Und: Geöffnet bis 18 Uhr – das war vor gut zweieinhalb Stunden, und morgen reise ich in aller Frühe weiter. Komme ich je nochmal hierher? Dem mit einer Schranke versperrten Eingangsbereich zugeordnet

erreiche ich eine Art Wächter-Loge. Sie erinnert mich an die mobilen Polizei-Wachen vor einigen Hamburger Konsulaten, die ständig unter Polizeischutz stehen, in der Nähe von der Alster und »meiner« Musikhochschule. Doch klar ist: Wo Wachen sind, wacht jemand. Fragen kostet ja nichts, also gehe ich hin, klopfe höflich an. Der Wächter dreht sich mir zu, ein Polizist? Vermutlich, jedenfalls uniformiert. Er hat ein wachsames Auge auf den Garten, die erleuchteten Gebäude in ihm. Und offenbar geht es hier weiter zu einem größeren Hotel-Komplex, der mitbewacht wird. Der türkische Polizist öffnet mir seine Glastür. Können wir uns auf Deutsch verständigen? Antwort »in bisschen«. Schnell wird klar. Das reicht nicht. Ich krame also meine Englisch-Kenntnisse hervor und erkläre mein Anliegen, stelle mich vor. Darf ich ausnahmsweise auf seine Hilfe setzen, doch in den Garten gehen und ein paar Eindrücke sammeln und Fotos machen, mich ein wenig umsehen? Der Mann ist Wächter und bleibt wachsam und zurückhaltend. Kommt meine drängende Freundlichkeit überhaupt bei ihm an – oder ist er ein eventueller, professioneller Nachfahre des Cherubs, jenes Wächterengels, der die Aufgabe übernimmt, den Paradieszugang zu versperren? »Und (Gott der HERR) trieb den Menschen hinaus (aus dem Garten Eden) und ließ lagern

vor dem Garten ... die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg« (Gen. 3, 24 (23)). Jedenfalls vom Schwert ist nichts zu sehen. Der türkische Polizist erhebt sich und geht langsam nach hinten in einen rückwärtigen Raum – und kehrt sehr bald mit offenerer Miene zurück – und wedelt mit einem Schlüsselbund. Dazu murmelt er etwas von boredom, soweit ich ihn verstehe. Heißt das nicht ›Langeweile!‹? Dann meint er betonter, vernehmlicher: »Have a look«. Na, geht doch. Ich bin erfreut und ein wenig aufgeregt. Gemeinsam gehen wir in den erwünschten Garten, erreichen einen von flachen Pavillons gesäumten Weg mit hellem Pflaster auf einen kleinen Brunnen zu. Dieser ist kreuzförmig angelegt. In drei Feldern befinden sich Pfauen-Skulpturen, das vierte Feld, das zum Platz hin gelegene, ist nicht bestückt, sondern frei ... Der türkische Wächter ist ein paar Schritte vorausgegangen und macht mehr Licht an. Dann winkt er mich mit einladender Geste und Mimik zu sich heran – und öffnet mir das erste Gebäude am Platz. Klar, es ist eine Synagoge. Beim Eintreten greife ich nach einer Kipa. Heilige Gebäude besichtige ich nicht, sondern nehme sie stets als Gotteshäuser wahr – mit meinem vollen Respekt vor ihren Traditionen. Der Wächter lächelt mich aufmerksam an, räumt mir großzügig die Mög-

lichkeit ein, diesen jüdischen Raum zu erleben. Zurückhaltend mache ich ein paar Aufnahmen. Er macht eine energisch-entschiedene Handbewegung. Habe ich etwas falsch gemacht? Ach so, nein: Er bietet sich an, mich in der Synagoge zu fotografieren. Na gut. Wir gehen weiter ins nächste Gebäude, in die Kirche. In den Attributen ist sie nicht festgelegt auf eine Richtung: Ikone, Marienbild, Kanzel – das Christentum hat viele Facetten. Ein gottesdienstfreundlicher Ort, erfasse ich schnell, mit mehr Gestühl als in der benachbarten Synagoge. Vermutlich ist diese Kirche hier stärker frequentiert. Auch hier fotografiert der Wächter mich. Nach einer Weile dann betreten wir das dritte Gebäude, die kleine, helle Moschee. Als ich meine Schuhe ausziehe, lächelt der Wächter erneut, zieht sich seinerseits die Schuhe aus, reicht mir fest die Hand, nennt seinen Vornamen und bekundet mir schulterklopfend seine Freundschaft. Es ist der Respekt, der dafür die gemeinsame Basis bietet. Gern gehe ich darauf ein. – Eine schlichte, vielleicht betont schlichte Moschee. Drei Gebäude an einem Platz, Teile eines heiligen Dreiklangs. Nun kommt mir der Brunnen wieder in den Sinn, die drei Pfauen dort – jeder anders ausgerichtet. Der vor der Synagoge hin zur Klagemauer in Jerusalem, der vor der Kirche gen Westen, der vor der Moschee gen Mekka.

Stimmt's? Später lese ich es nach. Stimmt. Der heilige Dreiklang im Garten der Toleranz in Belek. Dieser Eindruck ist für mich eine tiefe, unvergessliche, spirituelle Erfahrung. Mir ist klar: So kann Paradies sein, so Reich Gottes. Kein Wächter versperrt den Zugang, und vor allem: Keine eigene Abgrenzungstradition wird hier aufgebaut. Und das dritte: Diese drei Gotteshäuser an einem Platz, sie laden ohne Prunk ein, ohne markantes Übertrumpfung-Gehabe, ohne Überhöhungspathos, das mir in Jerusalem allenthalben begegnet ist, ohne den Anflug einer Tendenz hier, Menschen klein zu machen (solches ist in Rom dominant). Hier erschließt sich mir ein Zukunftsort, ganz real in Belek, in Gebrauch in einem sehr modernen Tourismuszentrum in der Türkei. Gebaute, gewollte, hoffentlich gelebte Dreieinigkeit – ohne Gleichgültigkeit, mit respektierender Aufmerksamkeit auf andere und mit offener Liebe für das Eigene, Vertraute. Dieser Wächter wird mir in einem spirituellen Moment Freund und Botschafter von Gastfreundschaft, für eine gute halbe Stunde, die wir hier teilen, ganz und gar unvergesslich für mich. Selten nur habe ich mich an einem Ort so schnell, so tief und umfassend zuhause gefühlt. Pinien-duft, leichtes Meeresrauschen, und ein stiller Garten. Vom Lärm der Straße habe ich überhaupt nichts bemerkt. Toleranz, dreieinig. Das

geht. Das ist gelebte Zukunft.

Am 8. Dezember 2004 hat der türkische Ministerpräsident, jetzt Präsident Erdogan (von dem ich sonst so viel nicht halte, denn ich bin Demokrat) diesen schönen »Garten der Toleranz« eingeweiht, »Hosgörü Bahcesi«; »... etwa 400 Besucher am Tag kommen hierher ... Finanziert wurde der Garten der Toleranz übrigens von rund fünfzig Hoteliers, um ein Zeichen für ein friedliches Miteinander für die Ewigkeit zu setzen« (dtn). Nie und nirgends sonst bisher ist mir dieses Jesuswort so nahe geworden: »Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch« (Lk. 17,21). »hier: ... In eurer Mitte« (dass.; 4123/114). Nicht Abgrenzung, sondern Begegnung. Nicht Abschottung, sondern Gastfreundschaft. Nicht Auftrumpfen, sondern Respekt. Gottesdienst ist nicht die Feier gegen die anderen, sondern das Fest, mit dem Gott uns dient – und wir Gott. Und Gott dient auch den anderen – und uns durch andere. Vielleicht in einer großen halbe Stunde mithilfe eines türkischen Polizisten, der Türen öffnet. Dieser Garten von Belek verzeichnet »etwa 400 Besucher am Tag« (dtn), und einen zusätzlichen außerhalb der normalen Zeit, füge ich an: mich. Ich staune noch immer und sage bewegt: Gott sei Dank. Dahin geht's, in diese Richtung. Ich setze – in Gottes Namen – auf die Kraft der Toleranz.

Amen.

Ratzebuhrer Weihnachtsgeschichte

Ratzebuhr im Dezember 1937 oder 1938, ein Tag vor dem 4. Advent, etwa 16.30 Uhr in der Turnhalle unserer Volksschule. Draußen mäßige Kälte und dünner Schnee auf den Straßen. In der Turnhalle eine breite, leicht erhöhte Bühne ohne Vorhang, provisorisch errichtet von Schülern und Schülerinnen der letzten beiden Schulklassen.

Auf der Bühne viel weihnachtliche Dekoration für die bevorstehende Aufführung der Weihnachtsgeschichte und ein großer Weihnachtsbaum, geschmückt mit bunten Kugeln, reichlich Lametta und einem schönen Stern auf der Spitze. Vor der Bühne auf langen Bänken große und kleine Zuschauer, die auf die Generalprobe der offiziellen Weihnachtsfeier, einen Tag später, warteten. Ich durfte in der ersten Reihe sitzen, mein Vater war der Regisseur (jedes Jahr ein anderer Lehrer).

Die Turnhalle füllte sich langsam, ich freute mich schon. Da tauchte plötzlich mein Vater vor mir auf. Erregt zog er mich von der Bank zur Seite und gab mir den Auftrag, sofort nach Hause in die Tempelburger Straße zu laufen, um ihm unsere silberfarbene Weihnachtsbaumspitze zu bringen, möglichst

bis 17 Uhr, dem vorgesehenen Beginn der Vorstellung.

Warum? Keine Antwort. Ich lief also los so schnell ich konnte. Ohne Mantel, denn ich wollte keine Zeit verlieren; der Mantel hing oder lag irgendwo. Die Kälte draußen spürte ich nicht und bald war ich, außer Atem, zu Hause.

Meine Mutter schimpfte: Erkältungsgefahr. Doch nicht bei mir. Schnell zum Weihnachtsbaum, der seine Spitze hergeben musste. Meine Mutter wollte sie einwickeln, aber ich durfte keine Zeit verlieren. Deshalb gleich wieder los im Laufschrift, jetzt mit einer Mütze auf dem Kopf, die Weihnachtsbaumspitze fest in der Hand haltend.

Inzwischen war es draußen dunkel geworden. Viele Fenster, auch ein paar Straßenlaternen spendeten Licht. Schneeflocken tanzten in der Luft. Stimmungsvoll (nur die Glocken von St. Petri läuteten nicht). Doch ich dachte nicht an Weihnachten, ich musste Tempo machen. Tempelburger Straße, an Bauer Brockob vorbei in die Danziger Straße, kein Mensch außer mir unterwegs.

Wie spät war es? Die Kirchturmuhre konnte ich nicht mehr

termine termine termine termine termine

Rheinisches Ratzebuhrer Treffen am Mittwoch,
den 18. März 2015, in den Rheinterrassen in
Widdig (liegt zwischen Bonn und Köln direkt am
Rhein, 10 bis 17 Uhr, Auskunft: 02 21/69 87 85

Patenschafts und Heimattreffen von Kreis und
Stadt Neustettin in Eutin
vom 26. bis 28. September 2015 (Lokalität und
Programm im nächsten Heft,
Auskunft: 02 21/69 87 85

termine termine termine termine termine

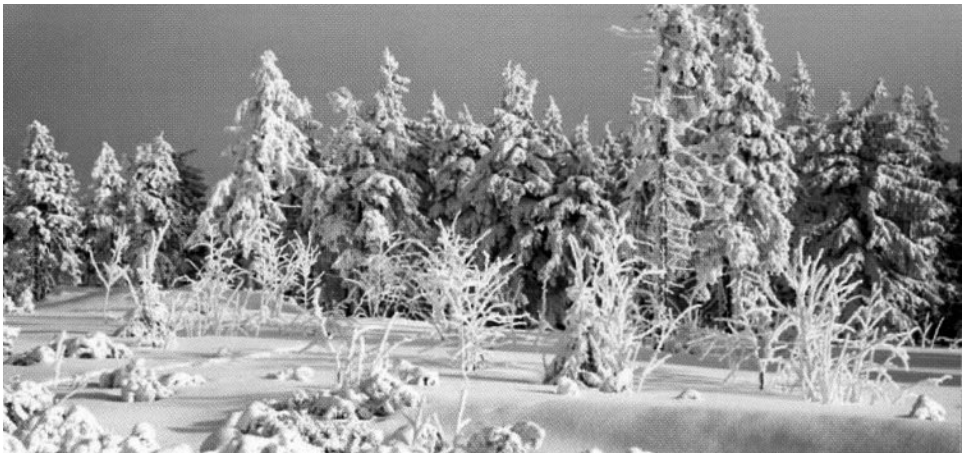
erkennen. Rüber auf die andere
Straßenseite. Endlich erreichte ich
den Schulhof. Mein Vater stand
schon an der Tür der Turnhalle
und nahm mir die Spitze ab. Ich
glaube, er hat mich gelobt.

Die Vorstellung begann mit einer
Verspätung von einer Viertelstun-
de. Es wurde eine schöne Auffüh-

rung, jetzt mit einem Weihnachts-
baum, der unsere Spitze trug. Ich
war stolz.

Später erfuhr ich den Grund.
Der Stern hatte sechs Ecken.
Davidstern! Zu spät gemerkt. Was
für Zeiten.

Wolfgang Syring, 2007



Von Nachbarn und anderen lieben Leuten

von Friedchen Schönemann, verh. Lauersdorf

3. Fortsetzung

Die bunten Puppen waren aus Pappe und wurden mit dünnen Holzstäbchen hin und her bewegt. Da gab es Prinzen, Könige, gute und böse Gestalten, und alle konnten die Eltern mit ihrer Stimme zum Leben bringen. Denken muss ich oft an einen Geburtstag bei Olawskis. Ein Geschenk musste natürlich sein. Aber viel kosten durfte es nicht. Mutter setzte ein kleines, weißes Kaninchen in ein Körbchen, und schon hatte ich ein Geschenk für Evchen. Mutter war großzügig und spendierte auch noch 30 Pfennig für einen Blumenstrauß. Mit dem Geld in der Hand ging ich zu Gärtner Liedtke, um dort meine Blumen zu kaufen. Zu Liedtkes ging ich gerne. Im Arbeitsraum roch es so gut nach Tannen und Lebensbaum, und überall standen Kartons mit gelben und weißen Wachsblumen für die Totenkränze. Dort war auch immer eine ganz besondere Atmosphäre. Alle sprachen mit leiser Stimme. Es ging alles so ruhig, ohne Hast zu, und man hörte nur freundliche Worte. Für meine drei Groschen schnitt mir Herr Liedtke einen hübschen Strauß, und ich war für einen

fröhlichen Geburtstag gerüstet. Vor der Haustür wollte ich mich noch einmal davon überzeugen, ob es meinem Karnickel auch gut ging. Diese Gelegenheit nutzte das Tierchen schamlos aus – und hast du nicht gesehen – sprang es schnurstracks in die Post. Mancher nette Beamte machte Jagd auf meinen Hasen, aber alles vergeblich. Der Hase war weg, und bei mir flossen die Tränen. Aber es wurde och noch ein schöner Nachmittag bei Kuchen und Kakao. Dabei waren unter anderen Brigitte Rosenow, die Kinder von Prettins und Ilse Moritz.

Besonders schön spielen konnte man auch bei Lisabeth Waldow. Die drei Töchter hatten den ganzen Bodenraum für ihre Spielsachen, und da gab es alles, was ein Kind sich nur wünschen kann. Auch deren Eltern hatten wenig Zeit für ihre Kinder. Was war das aber auch für ein großer Besitz, und Waldows Albert wollte am liebsten alles allein machen. Da war erstmal die Bäckerei, daneben der Kolonialwarenladen. Von dort kam man über ein paar Stufen ins Café und dann in die Kneipe. Bei Waldows konnte man

fast alles kaufen, außer Textilien. Im Laden gleich rechts war das Regal mit Glas- und Porzellanwaren. Hinter dem Ladentisch die Wand mit den großen Schubkästen für Mehl, Zucker, Reis und Grieß. Alles wurde in Tüten abgewogen. An der Wand in der Ecke hing die Petroleumpumpe, und überall standen Fässer und Säcke mit Lebensmitteln, die Salzheringe neben dem Fass mit Kreude, ein Sack Zucker neben dem Eimer mit Mostrich. Und für Verkauf und Ordnung waren nur die beiden Frauen da, Frau Waldow und ihre Schwiegermutter. Und Oma Waldow hatte zudem reichlich in der Küche zu tun. Frau Waldow war eine liebe, nette Frau, aber keine gelernte Geschäftsfrau. Und der Hausherr ließ es sich nicht nehmen, nach langer, harter Tagesarbeit abends im Lokal die Gäste zu bedienen. Da konnte es nicht ausbleiben, dass der übermüdete Wirt hinter der Theke einnickte, und so mancher Gast hat sich sicher selbst bedient.

Hier im Schankraum stand auch der große Musikautomat mit der durchlöchernten Scheibe und das elektrische Klavier.

Ging man die Treppe hoch, kam man in den schönen, großen Saal mit der Bühne. Mit Waldows ging es immer mehr bergab. Es nützte auch nichts mehr, dass Lisbeth später bei jedem Wetter mit Pferd und Wagen in die Dörfer fuhr, um etwas zu verkaufen. Wie tat sie mir leid, wenn sie durchfroren und manchmal auch



verunglückt nach Hause kam. Am See hatten sie ein großes Grundstück mit einem festen Gartenhaus und einer achteckigen Laube, wo wir Kinder so manchen schönen Sommertag verbrachten, wohlversorgt mit Essen und Trinken. Nur dies blieb ihnen von all ihrem Besitz. Ich weiß nicht die näheren Umstände dieses Ruins, aber ich bin bis heute überzeugt, dass Waldows Albert sich zu Tode geschuftet hat.

Weiter zu meinen Tempelburgern. Es gab schon einige recht ulkige Typen. Wer kennt noch Frau Veit mit ihren lustigen Söhnen? Sie hatten das Geschäft in der Draheimer Straße, welches später an die Familie Quandt ging. Der Laden hatte Ausschank, und die Brüder Veit waren wohl an der Zapfstelle für Bier ihre besten Kunden. Dazu hatten sie noch einen Freund, Karlchen Meier aus der Mühlenstraße, der passte haargenau zu ihnen. Sie waren zu jedem Streich bereit. Ach ja, bei dem Namen Veit fällt mir

gerade ein, dass es dort mal einen Verkäufer gab, für den so manches Mädchen des Städtchens schwärmte, ich auch. Vor mir liegt ein altes Bild vom Mandolinenklub, auf dem der Vielumschwärmte abgebildet ist. Hermann hieß er und dazu noch Meier, und er spielte wunderschön Geige. Da er uns junge Dinger überhaupt nicht beachtete, verfiel ich auf die Schnapsidee, auch Geige zu spielen und bei Hermann Unterricht zu nehmen. Aber oh weh, bald musste ich einsehen, dass mein Gekratze auf den Saiten ihn auch nicht von meiner Liebe überzeugen konnte. Da wollte ich auch nicht mehr Geige spielen. Herrgott, was wird der wohl über so dumme Dinger gelacht haben – aber in dem Alter hat man das Recht auf Dummheiten.

Dann war da Mandus Vetter. Wenn der mit seiner Zündapp durch die Straßen knatterte, zogen Hunde und Katzen die Schwänze ein und machten, dass sie in Sicherheit kamen. Wenn Mandus nach einigen Stunden wieder nach Hause fuhr, hatte nicht nur seine Zündapp tüchtig getankt, auch Mandus war voll. Man konnte ihn so manches Mal im Chausseegraben finden, wo sie friedlich nebeneinander lagen und ihren Rausch ausschließen.

Eine recht bekannte Erscheinung war auch die dicke Emilie. Ich glaube, sie kam aus Bewerdick. Wenn sie mit klapprigem Wagen und struppigem Pferd in die Stadt kam, hatte man wirklich Angst, Wagen

und Pferd würden jeden Moment unter der Last zusammenbrechen. Aber Emilie rauchte seelenruhig ihre dicke Zigarre, was doch recht ungewöhnlich war.

Hier fallen mir gleich noch zwei junge Männer ein, die für einiges Aufsehen sorgten. Der eine war ein Schneider. Und da die Mode wie so vieles andere auch mit reichlich Verspätung bis nach Hinterpommern kam, wollten die beiden für Abhilfe sorgen. Sie wollten das Allerneueste an Herrenmode nach Tempelburg holen. Also machten sie sich auf nach Berlin, um die Mode der großen Welt zu studieren. Als sie zurückkamen, hatten sie sogar den Mut, sich mit dieser neuesten Mode auf der Straße zu zeigen. Sie trugen enge Hosen in leuchtendem Lila. Na ja, das ging ja noch. Aber diese Hosen benötigten keine Knöpfe mehr, alles war mit Reißverschluss verschlossen. Das war unseren braven Bürgern doch nicht ganz geheuer. Was konnte da nicht alles passieren, nein, dieses Risiko war ihnen zu groß. Nichts war's mit Tempelburg als Modestadt.

Mit den neumodischen Dingen war das überhaupt so eine Sache. Unsere lieben Pommern sind ja allem Neuen gegenüber sehr mißtrauisch, und es dauert so seine Zeit, bis sie sich überzeugen lassen. Da war doch mal ein Bauer von irgendeinem Abbau, der in die Stadt wollte, um seine Ferkel zu verkaufen. Seine Frau bat ihn, ihr doch mal

diese neuen Unterhosen mit Gummi oben und unten, die man Schlüpfer nannte, mitzubringen. Der gute Mann hatte aber über dem Handel mit den Ferkeln fast die Bitte seiner Frau vergessen. Im letzten Augenblick dachte er daran. Aber nun wußte er nicht mehr, wie die Dinge sich nannten. Er ging zu Leibholz ins Geschäft und versuchte zu erklären, was er wolle. Alle waren ratlos. Da fiel es ihm Gott sei Dank wieder ein: Also er möchte für seine Frau neue Schinkenbündels mit Gummi oben und unten, und siehe da, er bekam das Richtige.

Verzeiht mir, wenn es mit meinen Erzählungen ziemlich durcheinander geht. Ich schreibe immer auf, was mir gerade so einfällt. Und schon bin ich wieder mal in der Sonnenstraße bei der Familie Welk, die wohl auch nicht viel zu beißen hatte. Den Vater kenne ich nur als kranken Mann, die Mutter, eine liebe, stille Frau, hatte es sicher nicht leicht, denn die beidem jüngsten Kinder waren etwa in meinem Alter. Erst sehr viel später ist mir bewußt geworden, dass ich den beiden wohl manchmal sehr weh getan habe, wenn ich ihnen stolz meine Geschenke zum Geburtstag oder



Partie am Fließ

zu Weihnachten zeigte. Sie hatten nichts zum Vorzeigen. Aber einmal durfte eine von ihnen auch Geburtstag feiern. Es gab Kakao, und Frau Welk hatte von ihrem wenigen Geld auch noch ein paar Schnecken gekauft. Wie glücklich werden die Mädchen gewesen sein, auch wenn nur ich Gast war.

Die ältere Tochter lernte Putzmacherin bei Fräulein Schulz in der Luisenstraße. Das war so ein Laden, wo Mädchen gerne hingingen. Was gab es da nicht alles zu bewundern. Haarschleifen in allen Farben und Breiten, fürs alte Kleid einen neu-

en Spitzenkragen, Veilchen und Maiglöckchen zum Anstecken, und dann die Hüte. Was waren die elegant! Große und kleine mit Bändern, Blumen, mit glänzenden Kirschen und Pflaumen geschmückt. Wie gerne wäre man bei dieser Pracht schon erwachsen gewesen. Aber das dauerte noch eine lange Zeit, da waren schon wieder andere Hüte modern.

An der Ecke zur Draheimer Straße wohnte Schuster Quade. Unsere Kinderschuhe wurden dort gekauft und repariert. Später kaufte man gewöhnlich seine Schuhe bei Deutsch. Dort gab es Salamander in drei Preislagen: 9,50, 12,50 – und die elegantesten kosteten 19,50 RM. Hatte ich einen Krach mit Mutter, als ich es wagte, Schuhe für 19,50 nach Hause zu bringen.

Neben Quades wohnte meine Freundin Trudchen Lipkow und dann Maler Prehn, der die seltene Angewohnheit hatte, bei der Arbeit zu singen. Vater und Söhne hatten herrliche Stimmen. Man wußte gleich, wer da neue Blumentapeten an die Wände klebte. Auch Fleischer Jaksch hatte dort seinen ersten kleinen Laden, in dem es neben dem schmalen Ladentisch und einem gewaltigen Hackklotz nicht viel zu sehen gab. Mal ein Stück Suppenfleisch kaufte Mutter dort, aber die Kaiser's Jagdwurst für Sonntagabend holte man von Fleischer Haase.

Gretchen Dübel wohnte in dieser Straße, Elli Mielke, Ulla Abraham mit ihren freundlichen Eltern und weiter oben Trudchen Engnath, deren kühler Hausflur im Sommer so angenehm zum Spielen war. Neben Dübels gab es mal eine Familie, die für Tempelburg wohl eine Besonderheit war, den Namen weiß ich nicht mehr. Sie waren wohl in keiner Kirche, denn als es dort einen Todesfall gab, wurde der Verstorbene auf einem Feld neben dem ganz alten Kirchhof beigesetzt. Wir waren alle ziemlich neugierig, wie das ohne Pastor vor sich gehen sollte. Der Mann, der dann am Grab predigte, sagte einen Satz, den ich nie vergessen habe: »Wer dot is, lött sin Kieken.«

Aus dieser Straße fällt mir gerade noch jemand ein, Valentin Dittberner. Der sollte bei Scheddins Pommer den Beruf des Heringsbändigers lernen. Der Junge war sehr schüchtern und litt sehr unter seiner unreinen, mit sehr vielen Pickeln übersäten Haut. Da konnte er doch wirklich nichts dafür. Aber wir nutzten das schamlos zu argem Spott aus. Sobald ein Mädchen den Laden betrat, errötete Valentin bis in die Haarspitzen, und seine Pickel leuchteten, und schon nannten wir ihn Streuselkuchen. So scheußlich können Kinder sein. Wenn ich könnte, würde ich mich heute noch entschuldigen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht

Prof. Dr. Dietrich Severin, Berlin

3. Fortsetzung

An unser Haus schloss sich der große Garten an, der vorne mit Rasen und Blumen bepflanzt war. Im hinteren Teil lagen die Gemüsebeete und der Obstgarten. Dort hatte ich einen eigenen Johannesbeerstrauch. Da er weiße Beeren trug, war er etwas Besonderes. Im Garten, seitlich neben dem Haus, hatten wir unseren Spielplatz mit einer kleinen Wiese, einer Schaukel einem großen Sandhaufen. Jedes Jahr holte ein Pferdewagen aus der am Dorfrand gelegenen Grube eine große Fuhre Sand und füllte damit den Sandhaufen wieder auf. Er war im Sommer der Treffpunkt der Dorfkinder. Hier bauten wir ein ganzes Dorf aus Sand mit Häusern und Ställen, wobei Kastanien und Maikäfer die Tiere ersetzten. Die ganze Dorfstraße war von Kastanienbäumen eingerahmt. Im Herbst sammelten wir mehrere Zentner Kastanien, mit denen im Winter das Wild gefüttert wurde.

Gleich hinter unserem Garten lag der Eiskeller. Dies war ein gemauerter, ungefähr fünf Meter tief in den Boden eingelassener, zylind-

derförmiger Raum, der mit einer Kuppel überdacht war. Die Kuppel war zur Wärmedämmung mit einer dicken Erdschicht abgedeckt. Der Eiskeller hatte einen Durchmesser von ungefähr 10 Meter. Er besaß nur eine Eingangstür und an der einen Seite einen Durchbruch, der im Winter zur Befüllung mit großen Eisstücken geöffnet wurde. Die große Menge an benötigtem Eis wurde jährlich einmal aus den gefrorenen Seen geschlagen und mit den Fuhrwerken transportiert. Im Eiskeller herrschten daher Temperaturen um den Nullpunkt. Er wurde nur betreten, wenn Fleisch eingelagert oder entnommen werden musste. Er war vollständig dunkel. Seine einzigen Bewohner waren die Fledermäuse, die sich von den Besuchern gestört fühlten. Sie machten den Eiskeller für uns Kinder zu einem gruseligen Ort.

Ein anderer kuppelartiger, mit Erde abgedeckter Bau war der große aus Steinen gemauerte Backofen, der für das ganze Dorf diente. Einmal in der Woche wurde

er mit Reisig gefüllt und mehrere Stunden aufgeheizt. Währenddessen brachten die einzelnen Familien ihren Teig, den sie bereits tags davor angesetzt hatten, formten ihn auf den Knettischen im Vorraum des Ofens zu großen Laiben und drückten ihnen danach zur späteren Wiedererkennung ein familieneigenes Zeichen ein. Nachdem die Holzasche aus dem Ofen geräumt und sein Inneres mit einem feuchten Wedel staubfrei gemacht war, kam der Bäcker mit einem langen flachen Schieber und beförderte einen Teig-Laib nach dem anderen in das Innere des Ofens, zum Schluss die von den Kindern aus Teig geformten Tiere und Hampelmänner. Mit der in der dicken Ofenwand gespeicherten Hitze wurden die Brote dann über mehrere Stunden knusprig braun gebacken. Am schönsten war der Augenblick, wenn der Ofen wieder geöffnet wurde, und zuerst wir Kinder unsere frisch gebackenen, noch heißen Brotfiguren vom Schieber nehmen konnten.

Wie schon gesagt, lebten wir in einem großen Haus. Wir, das sind meine Eltern meine beiden Geschwister Gretel und Elke und zwei junge Mädchen, von denen die eine für die Küche und die andere für die Kinder zuständig war. Unser Kindermädchen hieß Wanda.

Wir liebten sie sehr, denn sie war ja oft der Mutterersatz. Lange nach dem Krieg haben wir uns wiedergefunden. Seitdem standen wir in engem Kontakt mit ihr. Im letzten Jahr ist sie gestorben. Einige Jahre vor Kriegsende kam eine bereits pensionierte Lehrerin aus Stettin zu uns, die sich besonders meiner jüngsten Schwester Elke annahm. Häufig war unsere Omi aus Berlin zu Besuch, vor allem dann, wenn meine Mutter im Krankenhaus oder im Sanatorium war. Sie hat sich rührend um uns Kinder gekümmert, war aber sehr energisch und war der Meinung, dass unsere Mutter wegen der rauen Pommerschen Landluft so krank sei. Dieser indirekte Vorwurf an meinen Vater machte ihr beiderseitiges Verhältnis nicht einfach. Wir Kinder wussten nicht, wie krank unsere Mutter war. Wenn sie mit uns zusammen war, hat sie sich wohl bemüht, uns nicht zu nahe zu kommen, um uns nicht anzustecken. Erst nach ihrem Tod habe ich erfahren, dass sie TBC hatte, wogegen es damals noch keine wirksamen Medikamente gab. Sie war auch krank, als unsere jüngste Schwester Elke getauft wurde. Die Taufe war deswegen nicht in der Kirche sondern in ihrem Zimmer, wo ich sie in meinem Gedächtnis auf dem Sofa liegen sehe, ebenso

wie am Heiligen Abend im letzten Jahr in Lübgust. Als wir Ende Januar 1945 auf die Flucht gingen, muss sie schon sehr krank gewesen sein.

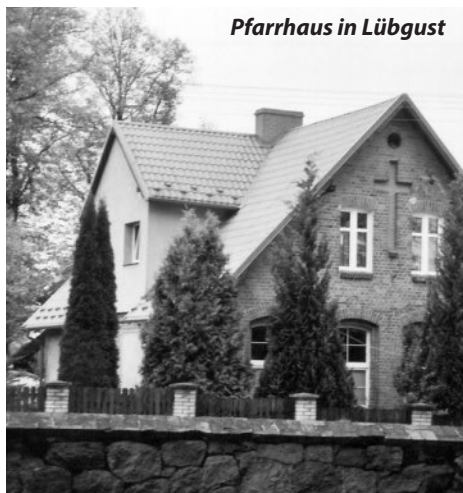
Meine Mutter hatte ein schönes kleines Zimmer zum Garten hin, dicht neben der Glasveranda mit den riesigen Schiebefenstern. Hier hat sie im Sommer oft gegessen und gelesen. Es war ihr Lieblingsplatz. In den ersten mir erinnerlichen Kinderjahren hat sie häufig Klavier gespielt, später dann nur noch selten. Das Klavier stand in unserem großen Esszimmer. Als sie dort einmal einen Brief schrieb, holte sie mich zu sich und zeigte mir das bemerkenswerte Datum. Es war der 4.4.44. Wie in der Landwirtschaft üblich, kamen das Mittag- und Abendessen pünktlich auf den Tisch. Diese Pünktlichkeit verlangten unsere Eltern auch von uns Kindern, die ansonsten jede erdenkliche Freiheit hatten. Zum Mittagessen und zum Abendbrot war stets die ganze Familie um den großen Esstisch versammelt. An zwei Ereignisse kann ich mich noch gut erinnern.

Einmal gab es eine Suppe. Als ich mich mit meiner Nase darüber beugte, drückte mein Vater mit seiner Hand mein Gesicht in die Suppe. Das andere Mal gab es geschmorte Gurken, eine Deli-

katesse für manche Erwachsenen aber nicht für mich. Ich musste sie mir aber trotzdem hineinzwängen mit dem Erfolg, dass sie nur kurze Zeit in mir blieben. Sonst aß ich eigentlich alles gern. Häufig gab es in der Winterzeit zum Abend eine Milchsuppe, die man versüßen konnte. Eine Zeit lang habe ich jeden Abend darauf verzichtet und den dafür gedachten Zucker in einem eigenen Glas gesammelt, um daraus dann später in der Pfanne Karamellbonbons zu erschmelzen.

In den Wintermonaten kam jeden Abend, sicher sehr zum Leidwesen meiner Mutter, der Brenner Radde zum Schachspielen. Wenn wir noch nicht mit dem Abendessen fertig waren, setzte er sich schon ins Herrenzimmer und baute die Schachfiguren auf. Dieses Schachspiel hatte mein Großvater schnitzen lassen. Er hat es meinem Vater zusammen mit dem Ritter vererbt. Der Ritter ist ein einmaliger Abguss aus der bekannten Eisengießerei Miller in München. Ich erinnere mich noch genau, wie mein Vater zu Beginn des neuen Jahres 1945 den Ritter und das Schachspiel in eine eigens dafür gebaute Kiste verpackt und diese mit Holzwolle ausgestopft hat. Die Kiste hat er später einer durchfahrenden Soldatenkolonne

Pfarrhaus in Lübgust



mitgegeben und gebeten, diese irgendwo in der Altmark abzuladen in der Hoffnung, dass nette Menschen die Kiste an die aufgedruckte Adresse befördern. Kaum zu glauben, aber sie ist dort angekommen. Nachdem der Adressat verstorben war, hat ein Pfarrer in der Nähe von Stendal den Ritter übernommen. Erst viele Jahre nach dem Krieg gelang es Onkel José, dem Bruder meines Vaters, den Ritter aus der damaligen DDR mit in den Westen zu bringen. Der Pfarrer wollte ihn nicht hergeben. Den Ritter und das Schachspiel habe ich geerbt. Ich hoffe, dass sich meine Erben der Odyssee dieser beiden erinnern und sie respektvoll aufnehmen mögen.

Ein gern gesehener Gast in unserem Haus war Pfarrer Rutzen. Als Gemeindepfarrer von Gra-

menz betreute er auch die Lübguster. Gramenz besaß eine große alte Feldsteinkirche, während unsere Kirche relativ jung und aus Backsteinen erbaut war. Nach dem Gottesdienst kam er gewöhnlich zum Mittagessen zu uns. Seine beiden Söhne waren im Krieg gefallen. So war er bereits ein alter, gebrochener Mann, als ich ihn bewusst wahrgenommen habe. Noch am letzten Weihnachtsfest in der Heimat hat er mir die beiden Steinbaukästen seiner Söhne geschenkt. Nur noch einen Monat konnte ich damit spielen. Wie mein Vater in einem Brief berichtet, hat Pfarrer Rutzen auf Wunsch der vielen Flüchtlinge noch wenige Tage, bevor die Russen in Lübgust waren, in der überfüllten Kirche einen bewegenden Gottesdienst gehalten.

Meine Taufe, Pfingsten 1935

Hinter meiner Mutter, von links nach rechts: mein Vater; meine beiden Großmütter, Maria Severin und Margarete Damrath; Hans



Dauter und seine Frau Irma, die uns nach der Flucht in Pehritzsch aufnahmen.

Diesen letzten Winter 1944 in Lübgust habe ich in Erinnerung, als ob es heute gewesen wäre. Der Winter hatte zu Ende des Jahres viel Schnee gebracht. Mit einem dreieckförmigen Schneepflug, den mehrere Pferde zogen, wurden die mit Kopfsteinpflaster belegte Dorfstraße und die beiden Höfe geräumt. Die seitlich aufgeschütteten Schneewälle waren so hoch, dass ich nicht darüber hinweg sehen konnte. Dann kam der Heilige Abend. Unsere Mutter war bereits sehr krank und lag während der Bescherung im Esszimmer auf einem Sofa. An dem großen Weihnachtsbaum leuchteten die Wachskerzen. Ich hatte unter anderem einen Satz kleiner, aus einem Zelluloid-Filmstreifen ausgeschnittener, Bilder geschenkt bekommen, die man in einen Guckrahmen stecken konnte, um sie einzeln zu betrachten. Ich muss damit wohl zu nah an eine Kerze gekommen sein, denn bevor ich das erste Bild richtig vor dem Auge hatte, fing das Bilderbündel in meiner Hand Feuer und war im Nu zu Nichts verschmolzen. Ein weiteres schönes Geschenk war ein Stabillbaukasten mit vielen Einzelteilen, die man mit Schrauben

zusammenfügen konnte. Noch am Heiligen Abend hat mein Vater mit mir einen richtig funktionierenden Kran damit gebaut und so vielleicht schon damals die Grundlage für meine spätere berufliche Tätigkeit als Kranbauer gelegt.

Ein weiteres Geschenk waren ein Paar Ski, die eigentlich die deutschen Soldaten in Russland bekommen sollten. Sie waren in Süddeutschland eingesammelt, bis nach Pommern und Ostpreußen transportiert und dort an die Zivilbevölkerung verkauft worden, da an der Front kein Bedarf mehr für Derartiges bestand. Die Skier waren viel zu lang für mich.

Gelegentlich kamen auch die Kleins aus dem benachbarten Zuch zum Doppelkopfspielen zu meinen Eltern. Herr Klein war der Administrator des dortigen Gutes, das der Familie von Gaudecker gehörte. Sie wohnten in einem schönen neuen Haus. Ich erinnere mich an einen Kindergeburtstag dort. Als ich auf der Rückfahrt in der Kutsche die Kekse verteilen wollte, die ich mir heimlich in die Tasche gesteckt hatte, waren meine Eltern sehr ärgerlich, weil sie diesen Mundraub wohl als Diebstahl eingestuft haben. Viel schlimmer ist es mir bei einer anderen Begebenheit ergangen. In Gramenz gab es einen großen

Kaufmann, der Sachen führte, die es bei Röpke, das war unser Lübguster Dorfladen, nicht gab. So musste ich eines Tages in das vier Kilometer entfernte Gramenz laufen, um für die Eltern bestimmte Dinge zu besorgen. Als ich in den Laden kam, standen mehrere Leute darin. Auf dem Boden lag ein 10 Mark-Schein. Diesen hob ich auf und steckte ihn zu Hause mit schlechtem Gewissen in meine Sparbüchse. Wochen später entdeckten ihn meine Eltern. Ihre Reaktion und die Strafe waren schrecklich. Ich musste das Geld in den Laden zurück bringen, dort den Sachverhalt erklären und mich entschuldigen. Danach hatte ich eine Woche Stubenarrest. In dieser Zeit musste ich zwei Gedichte lernen, die sich mit der Ehrlichkeit befassten. Von dem einen weiß ich noch den Anfang der ersten Strophe. Im Internet habe ich den Rest gefunden. Es stammt von Robert Reinick(1805–1852):

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
lass nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von Alters her im Deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist Du jung, noch ist es nicht so schwer;
aus einem Knaben aber wird ein Mann;
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich ja und nein und dreh und deutle nicht;
Was du berichtest, sage kurz und schlicht
Was du gelobest, sei Dir höchste Pflicht
Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintenach;
doch Dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir; Sei wach!

Dann wach und kämpf, es ist ein Feind bereit;
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr!
Kind, Deutsche kämpfen allezeit!
Du deutsches Kind, sei tapfer treu und wahr.

Damals ging ich schon in die Schule. Zur Einschulung bekam ich eine Schultüte, aber erst zu Hause. Meine Eltern wollten mich wohl nicht vor den Augen der anderen Kinder beschenken, denn sie, ausgenommen der Sohn des Lehrers, bekamen keine. Ich konnte mich über die Schultüte nicht recht freuen, denn ich wollte nicht anders sein als meine Freunde und ihnen gegenüber nicht bevorzugt werden.

Unsere Schule war ein kleines Backsteinhaus mit zwei Räumen. In dem einen Raum saßen die Kinder der ersten vier Klassen, im zweiten Raum die der fünften bis achten Klasse. Zu meiner Zeit hatten wir nur einen Lehrer. Er unterrichtete abwechselnd, mal hier mal dort. In der Zeit seiner Abwesenheit mussten die Kinder schriftliche Arbeiten erledigen. Wir lernten zunächst noch die deutsche Sütterlin-Schrift. Während ich zwei Wochen lang krank war, schrieben die andern Kinder plötzlich in lateinischer Schrift, doch die Umstellung machte keine

großen Schwierigkeiten. Unsere Sportstunden dienten dem mannschaftlichen Wettkampf mit Wettläufen, Seilziehen und Handgranatenwerfen, wobei diese allerdings aus Holz aber den richtigen sehr ähnlich waren.

Die Jungens der oberen Klassen durften häufig in des Lehrers Garten arbeiten. Einmal haben sie eine seiner großen Frühbeetscheiben zerschmissen. Ihr Lohn dafür waren jeweils zehn Hiebe auf den Hintern mit dem Rohrstock, der griffbereit an der Wand des Schulzimmers hing und häufig Dienst tat.

Als unser Lehrer Kresin in den Krieg musste, unterrichtete uns der liebenswerte Herr Kluge. Er kam aus Berlin, war dort ausgebombt und hatte schon die Altersgrenze erreicht, als er zu uns kam. Lehrer Kluge war wohl ein sehr weiser Mann. Wir haben ihn sehr verehrt und viel bei ihm gelernt. Auch wenn er nur ein Jahr bei uns war, halte ich ihn als einen meiner liebsten Lehrer in Erinnerung. Mit den Ausgebombten kam auch ein Berliner Mädchen in unsere Klasse. Ich weiß nicht mehr wie sie hieß. Das Besondere an ihr war, sie war katholisch. Erstaunlich war, sie sah nicht anders aus als wir Evangelischen und benahm sich genauso wie wir.

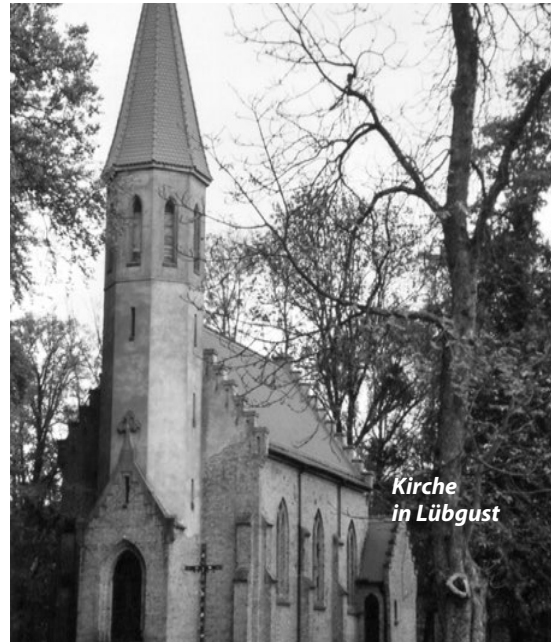
Meine schrecklichste Erinne-

rung an die Lübguster Schule verdanke ich meiner Großmutter väterlicherseits. Wir nannten sie die kleine Omi. Sie wohnte in Baden-Baden, weit weg von Pommern. Deswegen habe ich sie erst nach Kriegsende kennen gelernt. Diese kleine Omi meinte es sehr gut mit mir und schenkte mir zum Geburtstag ein Paar lange, selbstgestrickte Strümpfe aus Schafwolle. Diese Strümpfe kratzten fürchterlich. Aber alles Flehen half nichts, ich musste sie anziehen. Um ja kein zusätzliches Kratzen zu provozieren, ging ich mit versteiften Gelenken in die Schule. Mein Platz im Klassenzimmer lag direkt neben dem Holzbeheizten Ofen. Dort saß ich, ohne mich zu rühren. Trotzdem kratzte es ununterbrochen an den Beinen.

Es gibt noch einen zweiten Erinnerungswürdigen Schultag in Lübgust. Die Vorgeschichte dazu beginnt in der Schlossgärtnerei. Zu ihr gehörte ein großes Erdbeerbeet, das am Rand des Gartens lag. Der Garten war vom Schlosspark durch einen Maschendrahtzaun getrennt. Die älteren Jungen gingen häufig zum Erdbeerstehlen. Sie schnitten jeweils ein Loch in den Drahtzaun, das der zorngefüllte Gärtner dann wieder verschloss. Ich war nur einmal dabei und habe kaum etwas abbekommen. Trotz-

dem war der Schreck sehr groß, als eines Tages der Ortpolizist aus Gramenz – er hatte mehrere Dörfer zu betreuen – wegen der gestohlenen Erdbeeren in unsere Schule kam. Jeder Junge wurde einzeln verhört. Im Wiederholungsfall wurde eine harte Strafe angedroht. Dieser Wiederholungsfall ist nicht eingetreten. Dafür waren wir nach dem Verhör viel zu eingeschüchtert. Erstaunlicherweise haben mich meine Eltern wegen meiner Teilnahme an dem Erdbeerunternehmen nicht bestraft. Vielleicht waren sie sogar stolz, dass auch ich dabei war.

Einen anderen Mundraub haben meine Eltern von dem Fenster des Herrenzimmers aus beobachtet. Wie ich Jahre später erfahren haben, haben sie sich dabei köstlich amüsiert. In einem unserer großen kühlen Kellerräume hatte nämlich das Schloss seine Äpfel gelagert. Der Raum war verschlossen. Die Fenster waren zwar vergittert aber die Fensterflügel waren geöffnet. Um von außen an die Äpfel zu kommen, hatten mein Freund und ich uns eine lange Stange besorgt, in dessen Spitze einen Nagel geschlagen und dem Nagel den Kopf abgetrennt. Diesem gut funktionierenden Apfelpieker konnten auch die weiter hinten liegenden, schwersten Äpfel nichts anhaben.



Im Herbst bekamen wir Kartoffelferien, nicht um uns auszuruhen sondern um bei der Kartoffelernte mitzuhelfen. Die Kartoffelfelder waren riesig groß. Wir Kinder bekamen, ebenso wie die großen Mädchen und Frauen, einen bestimmten Abschnitt an der Kartoffelreihe zugeteilt, dessen Länge unserem Leistungsvermögen angepasst war. Der Kartoffelroder drehte kontinuierlich seine Runden und schmiss die Kartoffeln zur Seite. Wir mussten sie aufsammeln und fertig sein, bevor der Roder zurück war und die nächste Kartoffelreihe auswarf. Die gelesenen Kartoffeln entleerten wir in eine Holzkiepe, die dann von

zwei Männern auf einen Wagen ausgekippt wurde. Für jede volle Kiepe bekamen wir eine Marke, die abends auf einen Bogen aufgeklebt und nach der Kartoffelernte im Gutsbüro gegen Bargeld eingetauscht wurde. Das war ein guter Verdienst von ungefähr zwei Mark je Nachmittag. Die von den Leuten abgerechneten Bögen mit den Marken wurden in unserem Keller gelagert. Da ich freien Zutritt hatte, hätte ich mir von dort Marken besorgen und als die meinigen abrechnen können. Doch das verbot mir mein Stolz. Andernfalls hätte ich mich wohl sehr vor mir selbst geschämt.

Das Schönste am Kartoffelsammeln war nach getaner Arbeit die Heimfahrt auf einem Gummwagen, vor den ein Lanz-Bulldog gespannt war. Die Mädchen und Frauen sangen Volkslieder und

Schlager, mit besonderer Inbrunst das damals mit viel Sehnsucht beladene Lied: wenn bei Capri die rote Sonne ins Meer versinkt.

Lübgust war voll von Kastanienbäumen. Deswegen wurden wir Kinder angehalten, im Herbst Kastanien für die Wildtiere zu sammeln. Da uns die heruntergefallenen nicht ausreichten, stiegen wir auf die Bäume und schüttelten sie. Bei einer solchen Unternehmung hoch oben in der Baumkrone brach der Ast, auf dem ich stand. Ich konnte mich nicht mehr festhalten, fiel von Ast zu Ast nach unten und landete, abgesehen von Hautabschürfungen, ohne eine größere Verletzung auf dem Sandweg, der parallel zur Kopfsteinstraße verlief. Meine größte Sorge war, dass meine Eltern davon erfahren könnten.

Fortsetzung folgt



Anmeldungen, Abmeldungen, Adressenänderungen
bitte über Tel. 0 41 81-20 39 116
oder e-mail: mein-neustettiner-land@web.de

Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser!

Bitte informieren Sie uns über eine Adressenänderung. Beim letzten Heft gab es zahlreiche Rückläufe. Helfen Sie uns bitte dabei, die Kosten niedrig zu halten. Herzlichen Dank!

Lübgust – von Rohr

Es fuhren wohl zwanzig Jäger vor
in Lübgust vor dem Hause Rohr
in dieses Herbstes Tagen.

Sie kamen von nah und weiter her

aus Pommern, Sachsen, übers Meer
und wollten Hochwild jagen.

Herr Kuli hat die Hochwildjagd
wie immer waidgerecht durchdacht,

und alles klappt vorzüglich.

Wir zogen in den schwarzen Wald,
und alsobald die Büchse knallt,
die Jäger sind vergnüglich.

Es wusste Königliche Hoheit,
Prinz von Preußen

zwei Stücke kunstvoll umzuschmeißen.

Der große Graf aus Plathe,
der streckte, was ihm nahte.

Herr von Rohr aus Manze,
der ging wie stets auf's Ganze.

Er schoss mit einem Lauf
fünf Stück die Kugel auf.

Und unser Rittberg aus Balfanz
stand seinen Mann wie immer ganz:
Graf Arnim, der aus Boitzenburg,
ließ wie gewöhnlich gar nichts durch.

Doch aber der, der aus Netzow,
schoss heute – wie auch stets so –
dass alle Welt schreit: Zeter
auf viele Kilometer.

Auch hat bei Moppi Plessen
ein Schuss im Ziel gesessen,
bei Hügeln aus Rügen
sah man ein Alttier liegen.

So sehr ihn nun erfreute dies,
dass er erst spät den Forst verließ.
Aus Kläden der Graf Bassewitz
schoss, was da kam, ob breit ob spitz.

Auch Knebel, der nach Hamburg fährt,
hat heute sich wie stets bewährt.

Für Cammineci aus Zettun
ist auch das Wild nicht ganz immun.

Aus seiner Schüsse sieben
sind drei Stück tot geblieben.
Nur Oppenfeld und Alvensleben
war heut kein Waidmannsheil gegeben.

Sie mögen sich nicht grämen sehr,
die anderen schossen desto mehr.
Im ganzen man an vierzig schoss,
die Strecke lag vorhin vorm Schloss.

Dass nun verstummen meine Lieder,
wir kommen gerne alle wieder,
im nächsten Jahr um diese Zeit.
Drum sei ein volles Glas geweiht

in Dankbarkeit in diesem Jahr
dem jagdgebenden Ehepaar.
Sie seien des heut'gen Tages froh,
Frau Ruth, Herr Kuli – Horrido!

Der alles dies tat flausen
hieß «Heinrich von Brockhausen».

*Bernd von Knebel Döberitz
(Einsender)*



HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

VORSITZENDER UND HEIMATKREISBEARBEITER:

Dr. Siegfried Raddatz,
Jakob-Böhme-Str. 21,
51065 Köln/Buchheim,
Tel. 02 21-69 87 85
e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

Weitere HKA-Mitglieder:

Hans Rieck,
Heinrich-Heine-Straße 4, 17438 Wolgast
Uwe Thiel, Hirtengang 1, 17159 Dargun

I M P R E S S U M

HERAUSGEBER:
Heimatkreisausschuss Neustettin

REDAKTION:
Dr. Siegfried Raddatz,
Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

*Zur Überweisung Ihrer Spende, um die
wir recht herzlich bitten, benutzen Sie
bitte den beiliegenden Überweisungsträger.
Er liegt im Umschlag neben dem Heft,
nicht im Heft.*

HKA Neustettin,
Postbank Kto. Nr 649 757 100,
BLZ 100 100 10

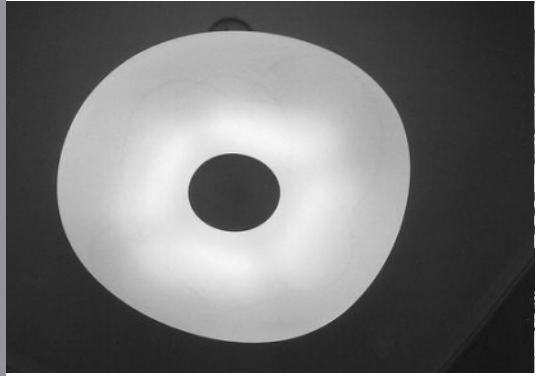
Bildnachweise: Weltkrieg: Katalog der Ausstellung Menschenschlacht,
Museum Wuppertal, Archiv: 1, 69, 71, 85, H. Gaszkowski: 74, S. Haß: 4, C. Kaßner: 86,
W. Mertins: 57, H. Plugge: 60–62, G. Reinstrom: 3 und 4 des Umschlags,
T. Schacht: 130, D. Stec: 126, T. Vogel: 88, alle anderen von S. Raddatz

INHALT HEFT 2 / 2014

- 1 Liebe Landsleute!
- 9 Weihnachts- und Neujahrsgrüße
Stadt Eutin und Landkreis
- 10 Wir gratulieren
- 14 Todesanzeigen
- 17 Die evangelische Gemeinde
in Neustettin/Szczecinek
- 23 Chronologie des 1. Weltkriegs
- 40 Befehl ist Befehl
- 43 Aktuelle Bücher
- 44 Viel Neues in Bärwalde
- 48 Wintersport in Bärwalde
- 50 Von Lucknitz nach Traunreut
- 57 Leben heisst auch: In Erinnerung leben
- 59 Zwei Busreisen nach Neustettin
- 60 Fast 70 Jahre danach
eine Reise zu den Wurzeln
- 63 Neustettin bot Schutz
vor den Bomben
- 72 Welch eine Freude!
- 75 Mein Weihnachtsgedicht
- 76 Ein Stückchen Szczecinek in Eutin
- 78 Kishon, Was wir uns schenken werden
- 81 Worauf es ankommt!
- 82 Ernst Wiechert, Der Totenwald
- 86 Misdroyer und Ratzebuhrer
in Timmendorfer Strand
- 88 Predigt in der Waldkirche
- 92 Ratzebuhrer Weihnachtsgeschichte
- 93 Termine
- 94 Von Nachbarn
und anderen lieben Leuten
- 99 Meine Kindheit in Lübgust
- 108 Jagdgedicht – Lübgust von Rohr
- 110 Aktuelles aus Neustettin
- 112 Abschiedsspaziergang in den Abend
- 119 Plätzchenduft im ganzen Haus
- 120 Verein der Fürstin Hedwig-Schüler
löst sich nach 55 Jahren auf
- 136 Jahresrückblick



Aktuelles aus Szczecinek ○ Aktuelles aus Szczecinek ○ Aktuelles aus Szczecinek ○ Aktuelles aus Szczecinek ○ Aktuelles aus Szczecinek



Aktuelles aus Szczecinek



100 lat Muzeum w Szczecinku

Jerzy Dudź

Przewodnik po wystawach stałych
Muzeum Regionalnego
w Szczecinku



Abschiedsspaziergang in den Abend

28. Oktober 2014

Zwei Wochen in Neustettin gehen zu Ende. Am 17. Oktober war die 100-Jahrfeier des Regional-Museums und am 26. Oktober war der Besuch des Gottesdienstes in der Kapelle auf dem St.-Jürgens-Berg mit der Übergabe einer Geldspende des HKA zugunsten der kleinen evangelischen Gemeinde.

Ich stelle mein Auto auf dem großen Parkplatz Wrangelstraße/Blücherstraße ab und gehe zum Streitzigsee. Das ehemalige Blücherbad hat seit einigen Jahren eine Wasserski-Anlage, die von Aktiven wie Zuschauern gut besucht wird. Den Besucherbereich hat man kürzlich erweitert, so dass eine neue Seebrücke entstanden ist. Alles ist verschlossen und bereitet sich auf die kalte Jahreszeit vor.

Ich gehe in Richtung Schloss, Zamek. In den Anlagen hat man die Blumen bereits entfernt, die Beete sind leer. Auf der dunklen Viktoriabrücke schweigen sich zwei Angler an. Von hier hat man einen eindrucksvollen Blick auf das schon angestrahlte Schloss.

Am Ausfluss des Niesedops aus dem Streitzigsee ist immer ein lebhaftes Geschnatter von Enten



und Schwänen. Unmittelbar am Beginn hat man eine kleine Brücke gebaut, so dass man dort gleich auf den Rasen vor dem Schloss gehen kann. Hier sind eine Reihe von Sportgeräten aufgestellt.

Ich gehe auf dem Weg parallel zur Blücher- und Martin-Luther-Straße entlang. Dieser ist flankiert von schlanken Lichtsäulen rechts



und links, etwa 2,50 m Meter hoch. Die oberen Hälften leuchten weiß und erzeugen mit dem gezielten Effekt eine fast Kurort-Atmosphäre. Das setzt sich so fort bis zur zweiten Schlossbrücke, bis zu dem Kreisel am Salinger-Haus. Dieses Ergebnis wird noch vervollkommenet mit einer dezenten Beleuchtung des Schlossteils, in dem sich die staatliche Forstschule befindet und durch eine schmale Leuchtkette am Salingerhaus. Geradezu über alle Maßen sind die stattliche Nikolaikirche und das Kreishaus (heute Musikschule) angestrahlt. Welch schöne Gebäude! Da wirkt Herr Józef Piłsudski auf einem Sockel in der Nähe des Verkehrskreisels etwas verlassen.

Ich gehe quer durch den ruhenden, halbdunklen Rosengarten, am Musikpavillon vorbei, wieder zum Streitzigsee. Das ehemalige Fürstin-Hedwig-Gymnasium versteckt sich hinter hohen Bäumen. An der Seeseite sieht man jedoch die Aula im ersten Stockwerk erleuchtet. Etwas Abendlicht fällt auf den kürzlich erst eingeweihten Gedenkstein der ehemaligen Schüler. Wenige Meter weiter steht eine schwarze Säule. Das Kaulfuss-Denkmal ist in schwarze, glänzende Folie verpackt. Sollte Christo hier verpackt haben? Soll nun doch noch in diesem Jahr mit



der Renovierung des Denkmals begonnen werden?

Weiter am See entlang sieht man Reste einer kleinen Badeanlage, auf übrig geblieben Pfosten stehen Kormorane. Gleich dahinter, in der Verlängerung der Junkerstraße, steht die neue Seebrücke, die sich die Stadt zur 700-Jahrfeier schenkte. Hier legen im Sommer die weißen Schiffe an und ab, um die Fahrgäste zu einer etwa einstündigen Ronda und zur Mauseinsel mitzunehmen.

Danach wird das Ufer beschifft, und dicht am Weg, vor der Gefängnismauer auf der Stellterstraße im Hintergrund, stehen zwei dunkle Granitquader dicht an dicht mit einer Inschrift, die an die Toten der Stadt und des Kreises Neustettin erinnern soll. Dieses Denkmal wird von zwei im Mosaikboden eingesetzten Scheinwerfern angestrahlt, einige Zweige der umstehenden Bäume auch. Da muss jeder Passant hingucken!

Weiter geht es zur Schwanen(halb)insel, wo früher so manch einer mit seiner Liebsten verweilte. Jetzt bekommt man aber zuviel Licht und auch Lärm von dem gegenüber liegenden Restaurant Jolka. Jolka ist ein sehr schönes, zum Teil in den See hineingebautes Restaurant. Hier kehrt wohl fast jeder Besucher von Neustettin

ein. Daneben erbaut ist ein kleines Hotel mit dem Namen Active.

Weiter am See entlang findet man linker Hand Hinweise auf heimische Fische und Vögel und auf der Seite zur Stellterstraße weitere Sportgeräte. Sie werden von zahlreichen Joggern gerne genutzt.

Das Hotel Residence (früher die Villa Tesch) ist im Restaurationsbereich hell erleuchtet. Dahinter das weiße, schöne Zelt für große Familienfeste ist leer, und auf dem hauseigenen Parkplatz sehe ich nur ein Auto, mit einem Wiener Kennzeichen. Auf der Seeseite hier an der Martinstraße sind wieder einige Angler. Schaut man an dieser Stelle auf die andere Seeseite, so entdeckt man fünf weiße Punkte von den Lampen auf der Mauseinsel.

Das frühere Offiziershaus gegenüber dem Hotel beherbergt nun ein Heim für Erwachsene, die an verschiedenen psychischen Krankheiten leiden. Das Anwesen wird von hellen Kugelleuchten dicht beieinander hell beleuchtet.

Gleich dahinter kommt die «allgemeine» Badestelle – jetzt aber verwaist. Ich habe Glück, denn gerade geht die Sonne mit einem herrlichen Farbenspiel über Streitzig unter. Auf der Landseite sieht man mehrere hell erleuchtete Krankenhausgebäude und in der



Mitte das dominante ehemalige Rotkreuz-Krankenhaus von 1936. Im zweiten Stockwerk strahlen alle Fenster; hier war und ist die Entbindungsstation.

Das Eckhaus zur Sassestraße war im Krieg das Offiziers-Casino. Heute treffen sich dort Jugendliche zu Spiel und Sport und zu Feiern, aber es treffen sich dort auch beispielsweise die Amateurfotografen; es wird also sehr genutzt.

Im Haus gegenüber wohnte einst die Familie des letzten Bürgermeisters von Neustettin, von Harry Beyer. Es hat immer noch seinen grünen Anstrich.

Über die Sassestraße gelange ich auf die Mackensenstraße mit den herausgeputzten ehemaligen Kasernen, in denen heute günstige Wohnungen entstanden sind.

Das Krankenhaus hat zur Straße vorgelagert eine hell erleuchtete Apotheke.



Nun geht es stadteinwärts. Nach der Verkehrsinsel an der Luisenstraße sieht man links ein rotes Klinkergebäude, das ehemalige Zeughaus, die Schützenstraße läuft darauf zu. Hier wurden einst die Ausgrabungsfunde von Friedrich Wilhelm Kasiski aufbewahrt, bevor sie 1800 in Museen nach Berlin gebracht wurden (und zum Teil heute noch vorhanden sind). Weiter folgen rechts das Amtsgericht, ebenfalls ein Klinkerbau mit sehr schönen Verzierungen am Eingang und mit einem neuen Anbau, und nach dem leider noch nicht renovierten Ständehaus die alte Post, das Postamt I.



Dem alten, aber frisch angestrichenen Gebäude von Staats & Vogt steht ein modernes Geschäftshaus gegenüber mit mehreren Geschäften und einer Pizzeria ganz oben.

Davor sitzt bescheiden der Hobby-Astronom Adam Giedrys an seiner Nähmaschine, sein Fernrohr liegt neben ihm, und er schaut gen Himmel.

Weiter in Richtung Markt folgen mehr oder weniger gelungene Häuser aus der Gründerzeit und rechts ein neues Galerie-Geschäftshaus mit oft wechselnden Firmen der polnischen Kaufhauskette HOSSO.

Wenn man dann auf den Marktplatz, heute Platz der Freiheit, gelangt, schaut man unweigerlich

auf den roten Klinkerbau des herrlich angestrahlten roten Rathauses. Auch die ersten Häuser in der Friedrichstraße – dort hat man zur Erweiterung des Rathauses einige Häuser in altem Stil angebaut – sind damit einbezogen. Vor allen Fenstern stehen noch Blumenkästen mit roten Geranien.

Weiter geht's in die früher sehr belebte Preußische Straße. Heute gerät sie etwas aus dem Blickfeld. Schuld daran hat meiner Ansicht nach auf der rechten Seite ein eintöniges Bankgebäude, das bis zum Niesedop reicht. Die Fassade ist schmucklos und nicht beleuchtet. Weiter gibt es auch hier schöne Häuser aus der Gründerzeit. Hervorgehoben ist der ehemalige Preußische Hof, der aber heute keine Gastronomie mehr bietet, nur verschiedene Geschäfte und Büros. Weiter in Richtung Bismarckstraße begegnet mir der große Bau des früheren Karstadtgeschäfts, heute auch mit vielen kleinen Geschäften und Büros, aber auch mit Wohnungen.

In der Bismarckstraße geht es in Richtung Bahnhof. Hier fällt mir das Ramelow-Haus auf. Es ist fast leer (geklagt) und in privater Hand. Hoffentlich setzt der Stadtkonservator sich durch und lässt keine baulichen Veränderungen zu an diesem schönen Haus mit einer



ganz eigenen Bauweise zwischen alt und modern.

Dahinter ist dann NETTO mit einem großen Parkplatz, eine Bausünde. So etwas gehört eigentlich aus der Stadt heraus auf die grüne Wiese.

In einem Haus an diesem Platz wohnt im 3. Stock die alte Dame



Edeltraud Daroszewska. Sie und ihr schon verstorbener Mann haben früher in ihrem Haus in der Pommernstraße zahlreiche Neustettin-Besucher beherbergt. Vielleicht steht sie manchmal am Fenster, schaut hinunter und erinnert sich ihrer glücklichen Zeit von früher.

Nach den Seitenstraßen, Forst- und Viktoriastraße, findet man auf der rechten Seite das Kino Wolność (Freiheit) und dicht folgend das solide «Hotel Pojezierze» (Seenplatte). Ich gehe via Wrangelstraße im Dunkeln zu meinem verlassenem Auto und fahre über Blücher-, Stellter-See- und Mackensenstraße in die neue Weststadt aus den 1960er Jahren, wobei ich es mir dieses Mal nicht erlaube, im SINT JI noch einen Abschiedstrunk zu nehmen. Morgen soll's früh losgehen in Richtung Köln.

Dr. Siegfried Raddatz

**Alle guten Vorsätze
haben etwas Verhängnisvolles,
sie werden beständig
zu früh gefasst.**

OSCAR WILDE

Plätzchenduft im ganzen Haus

Wieder diese dunkle Jahreszeit. Wieder Dezember. Wieder diese langen Nächte und kurzen Tage. Und wieder die Familie, die quengelt, ich soll Plätzchen backen.

»Nein!«, sage ich dieses Mal entschieden. »ich backe in diesem Jahr keine Plätzchen.« Mann und Sohn gucken mich an, als ob ich ihnen soeben mitgeteilt hätte, dass ich beabsichtige, nach Timbuktu auszuwandern. Alles, nur das nicht. Die flehen. Sie nölen. Sie schimpfen. Und ich argumentiere damit, dass es keinen Spaß macht, viele Stunden in der Küche zu verbringen, nochmals Stunden mit deren Reinigung beschäftigt zu sein und zu sehen, wie sich die Produkte meiner schweißtreibenden Arbeit noch am Backtag bis auf die Hälfte dezimieren, um dann festzustellen, dass anschließend niemand mehr von den Keksen isst, nein, auch am Fest selbst wird alles Mögliche gegessen und genascht, nur nicht Mutters Kekse.

Ich schlug vor, in eine gute Konditorei zu gehen, und ein paar von diesen wunderbaren Keksen zu kaufen, die so schön aussehen, wie ich es niemals hinkriegen würde. Aber sie schüttelten beide heftig die Köpfe und argumentierten: »Aber das riecht doch so schön im ganzen Haus.«

Okay, da hatten sie ja nun Recht. Trotzdem habe ich keine Lust, Kekse für den Mülleimer zu produzieren. Basta!

Im letzten Jahr hatte ich überlegt und nur noch die Hälfte an Keksen gebacken – in der Hoffnung, dass dann alle an einem Tag aufgegessen würden. Aber die Rechnung ging nicht auf. Erstens hatte ich fast genauso viel Arbeit, weil es der verschmutzten Küche egal ist, ob zehn oder fünf Bleche wurden, und zweitens hatten sie von der Hälfte eben wieder nur die Hälfte gegessen. Ob sie es unverschämte gefunden hätten, alles auf einmal zu essen. oder ob es ausgerechnet im letzten November ihr Keksappetit nur halb so groß war, bleibt unbekannt.

Mein Entschluss stand fester denn je: In diesem Jahr keine Kekse!

Nun waren meine beiden Süßen nicht gewillt, auf selbst gebackene Weihnachtssüßigkeiten zu verzichten. Und weil Muttern dieses Mal nicht als Produzentin zur Verfügung stand, passierte, was passieren musste. Die beiden wälzten Backbücher, kauften Frauenzeitschriften mit Plätzchenrezepten und bereiteten sich akribisch auf den großen Backtag vor. Wenn eine Frau kocht oder backt, geht sie in die Küche, schmeißt Ofen und Herd an und legt los. Männer jedoch planen alles bis in die kleinste Kleinigkeit. Sie lasen die Rezepte, murmelten was von Kuvertüre, Petit Fours und vielen anderen leckeren Dingen. Ich schmunzelte, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie das hinkriegen würden. Meine Kekse, die ich immer genau nach Anweisung backte, sahen nie so umwerfend toll aus, wie sie in den Zeitschriften oder Backbüchern abgebildet waren. Aber die beiden hatten – so schien es – den Anspruch, es besser zu machen als ich. Ich gebe zu, dass ich ein bisschen in meinem hausfraulichen Stolz gekränkt war. Und ein bisschen juckte es mich doch, ihnen zu zeigen, wer hier besser backen konnte. Doch ein Zurück gab es nun nicht mehr für mich. Zu viel hatte ich darangesetzt, mein Ziel zu erreichen. Um nicht in irgendeine Versuchung zu kommen, in den nachmittäglichen Backvorgang einzugreifen, verzog ich mich für einige Stunden.

Ja, es stimmt, ich war sehr neugierig, als ich nach Hause kam. Was dort dekorativ in einer Schale angerichtet war, verschlug mir den Atem: Vanillekipferl mit Puderzucker, Zimtsterne mit rosa Verzierungen und vieles mehr. »Alle Achtung!« Das Kompliment meinte ich wirklich ernst.

Erst am Abend im Bett fiel mir auf, dass etwas gefehlt hatte. Der Duft. Genau!

Der Plätzchenduft im ganzen Haus.

von Rita Fehling

Verein der Fürstin Hedwig-Schüler löst sich nach 55 Jahren auf

FÜRSTIN-HEDWIG-SCHÜLER E.V.

Programm der Abschiedsfeierstunde
am 20. September 2014
in der Aula der Johann-Heinrich-Voß-Schule

Begrüßung	Herr Oberstudiendirektor Frithjof Löding Schulleiter der Johann-Heinrich-Voß-Schule
Ansprache	Frau Gesine Reinstrom Vorsitzende der Fürstin-Hedwig-Schüler e.V.
Grußwort	Herr Dieter Holst Bürgervorsteher der Stadt Eutin
Grußwort	Herr mgr. Jerzy Kania Direktor des Fürstin-Elisabeth-Lyzeums
<i>Musik</i>	<i>Komitat »Nun zu guter Letzt ...«, instrumental</i>
Festvortrag	Herr Dr. Hans-Norbert Strietzel Vorstandsmitglied der Fürstin-Hedwig-Schüler e.V.
<i>Musik</i>	<i>Pommernlied, gemeinsamer Gesang, alle 5 Strophen</i>
Verabschiedung	Frau Gesine Reinstrom
<i>Musik</i>	<i>Die drei musikalischen Einlagen werden von Renana Mertin gespielt, Schülerin der J-H-Voß-Schule.</i>

ENDE DER FEIERSTUNDE

Rede Aula

Liebe ehemalige Schülerinnen und Schüler, liebe Freunde unserer Vereinigung, verehrte Gäste und Ehrengäste. Ich begrüße Sie alle herzlich zu dieser Abschiedsfeierstunde in der Aula unserer Patenschule, der Johann-Heinrich-Voß-Schule. Insbesondere möchte ich unsere Ehrengäste namentlich begrüßen:

Die Präsidentin des Pommerschen Kreis- und Städtetages, Frau Margrit Schlegel, kann aus Termingründen an unserer Feierstunde nicht teilnehmen. Sie sendet uns herzliche Grüße, auch im Namen der Pommerschen Landsmannschaft, verbunden mit guten Wünschen für die Zukunft unserer Mitglieder.

Ich begrüße auch sehr herzlich die Schülerin unserer Patenschule Renana Mertin, die für die musikalische Umrahmung dieser Feierstunde sorgen wird.

Heute ist er nun da, der Tag, an den wir schon seit Jahren, nein schon seit Jahrzehnten gedacht haben, der Tag der unabwendbar näher rückte. Es ist der Tag, an dem wir Abschied nehmen müssen, hier in der uns seit Jahrzehnten vertrauten Aula unserer Patenschule. Unsere Schülervereinigung will

sich wegen ihrer Altersstruktur zum Jahresende auflösen. Damit endet auch unsere Patenschaft mit der Johann-Heinrich-Voß-Schule. Was wird zukünftig an diese Patenschaft erinnern: Die Gedenktafel im Eingangsbereich der Schule, die große Lubinsche Pommenkarte, sowie die »Neustettiner Ecke«. Es ist auch der Tag, um von Herzen Dank zu sagen für das mehr als fünf Jahrzehnte dauernde Patenschaftsverhältnis, das unsere Vereinigung mit dieser Schule freundschaftlich verbunden hat. Wir wollen noch einmal einen kurzen Blick in die Vergangenheit werfen. Nach längerer Vorbereitungszeit konnte in Eutin während eines Neustettiner Heimattreffens am 23.8.1959 unser Verein gegründet, die Satzung verabschiedet und ein erster Vorstand gewählt werden. Von den seinerzeit 41 Gründungsmitgliedern sind heute Herr Hans-Jürgen Keun und Herr Werner Pranschke anwesend. Am 24.9.1960 übernahm die Johann-Heinrich-Voß-Schule die Patenschaft über unsere Vereinigung. Der damalige Schulleiter Herr Oberstudiendirektor Ernst Weiskam wurde sozusagen unser »Paten-Vater«.

Zweck des Vereins ist es:

1. die Sammlung und den Zusammenhalt der ehemaligen Schülerschaft aus Neustettin,
2. mit der Unterstützung des Johann-Heinrich-Voß-Gymnasiums die Pflege des Andenkens an das Fürstin-Hedwig-Gymnasium und seine über 300-jährige Geschichte
3. die Pflege und die Förderung der pommerschen Heimatkunde, insbesondere die der Stadt und des Kreises Neustettin.

Die schicksalsbedingt heimatlos gewordenen ehemaligen Schülerinnen und Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums zu Neustettin konnten sich in einer Patenschule wieder zusammenfinden und diese Schule bot ihnen ein Zuhause für ihre Treffen. Wir waren dankbar für das Verständnis und das Entgegenkommen, aber auch für die ideelle und finanzielle Unterstützung in den ersten schweren Jahren. Von Anbeginn an nahmen Abordnungen unserer Vereinigung an verschiedenen Veranstaltungen unserer Patenschule teil, ebenso besuchten Vertreter der Voßschule unsere Treffen. Wir freuten uns über die konstruktive Zusammenarbeit, so z. B. als in den 80-iger Jahren Eutiner Schüler einen Wettbewerb mit

Arbeiten zum Thema Pommern durchführten. Diesen Wettbewerb betreute der aus Kolberg in Pommern stammende Oberstudienrat Beiersdorf. Die Gewinner erhielten den »Neustettin-Preis«. Die Satzung besagt auch, dass möglichst jede zweite Mitgliederversammlung in Eutin stattfinden sollte. Außer in Eutin trafen wir uns in Lübeck, Malente, Berlin, Hameln, Münster, Kassel, Bonn/Bad Godesberg, Bamberg oder Trier, um nur einige Städte und somit die jeweiligen Zusammenkünfte in Erinnerung zu bringen.

In den siebziger Jahren wurden die Schülerinnen der Höheren Töchterschule, anschließend auch die Schülerinnen und Schüler der Mittelschule zu Neustettin in den Verein aufgenommen. Träume wurden wahr, als sich nach der Wiedervereinigung nun auch aus den neuen Bundesländern ehemalige Neustettiner Schülerinnen und Schüler unserer Vereinigung anschließen konnten. Die Mitgliederzahlen wurden 1984 mit über 500 angegeben. Nach 1989 erhöhte sich die Anzahl auf über 700 Vereinsmitglieder durch die Zugänge aus den neuen Bundesländern. Z.Zt. zählt unser Verein noch über 100 Mitglieder, von denen aber leider krankheits- oder altersbedingt nicht mehr viele reisefähig sind,

um zu unseren Treffen zu kommen.

Im Laufe der Jahrzehnte wechselten die Schulleiter der Voß-Schule, ebenso die Vorsitzenden unserer Vereinigung. Zur Erinnerung möchte ich die Namen dieser Personen verlesen:

Die Schulleiter der Voß-Schule: Herr Oberstudiendirektor Ernst Weiskam, Herr Oberstudiendirektor Dr. Karl-Heinrich Jäschke, Herr Oberstudiendirektor Dr. Jürgen M. Küster und als den derzeitigen Schulleiter und Hausherrn Herr Oberstudiendirektor Dr. Frithjof Löding. Im Namen der Vereinigung möchte ich heute unserer Patenschule, d.h. den Schulleitern und dem jeweiligem Lehrerkollegium unseren tiefempfundenen Dank sagen für alle Hilfestellung und Unterstützung.

Die Vorsitzenden der Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung:

Herr Karl Fischer, Herr Erhard W. Appelius, Herr Karlhans Sonnenburg, Herr Günther Kraaz, Herr Werner Manns, Herr Roger Kny, Herr Hans-Henning Molzentin. Ihnen und den weiteren Vorstandsmitgliedern möchte ich ebenfalls für ihren Einsatz und ihre Tätigkeit in unserer Vereinigung danken.

Erwähnen möchte ich zwei unserer ehemaligen Mitschüler, die

im Nachkriegsdeutschland hohe Regierungsämter ausgeübt haben: Herrn Rechtsanwalt Hans Krüger, Gründungsmitglied unserer Vereinigung, Mitglied des Deutschen Bundestages und späterer Vertriebenenminister, – und Herrn Dr. Hans-Edgar Jahn, ebenfalls Gründungsmitglied, er war Mitglied des Deutschen Bundestages und langjähriger enger Berater des Bundeskanzlers Konrad Adenauer.

Nur zu gern wollten wir den uns mittlerweile freundschaftlich verbundenen Paten unsere alte Heimat zeigen, unser altes Gymnasium und die Stadt, die doch so viel Ähnlichkeiten mit Eutin vorzuweisen hat. Zu unserer großen Freude meldete sich 1989 Herr Dr. Jäschke, der damalige Leiter unserer Patenschule, mit seiner Ehefrau zu einer von unserer ehemaligen Mitschülerin Gisela Husen organisierten Busreise nach Neustettin/Szczecinek an. Herr Dr. Jäschke berichtete über diese Reise humorvoll in der Sonderausgabe von »Mein Neustettiner Land« aus dem Jahre 2006.

Erste Besuche in der alten Heimat fanden vereinzelt und unter heute nicht mehr vorstellbaren und erschwerten Bedingungen statt. Im Jahr 1964 hielt Werner Pranschke während eines Treffens in Bonn einen Dia-Vortrag mit

neuesten Bildern aus Neustettin/Szczecinek.

1965 erhielt das Fürstin-Hedwig-Gymnasium eine neue Namenspatronin: Fürstin Elisabeth von Pommern. Sie war die Schwiegertochter von Herzog Wartislaw IV. von Pommern-Wolgast, dem Stadtgründer von Neustettin. Die Schule nennt sich seitdem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum.

Es sollten noch viele Jahre verstreichen, bis durch die politische Wende erleichtert, feste und freundschaftliche Beziehungen mit den Bewohnern unserer alten Heimat und dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum entstanden.

Ich möchte noch zwei Festveranstaltungen erwähnen, die in dieser Aula stattfanden:

Das 30-jährige Patenschaftjubiläum feierten wir 1990 mit mehr als 150 Mitgliedern, gleichzeitig gedachten wir der Gründung des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums vor 350 Jahren.

2010 feierten wir das 50-jährige Patenschaftjubiläum mit Rückblick auf die Gründung des Gymnasiums in Neustettin vor 370 Jahren.

Die nächsten Feiern, die an das traditionsreiche Fürstin-Hedwig-Gymnasium, das heute als Fürstin-Elisabeth-Lyzeum recht erfolgreich fortbesteht, werden wohl in Szczecinek durchgeführt werden.

Es ist gut zu wissen, dass wir in der alten Heimat jederzeit willkommen sind.

Fast zeitgleich zu unseren Jubiläumsfeiern hier in Eutin fanden im Fürstin-Elisabeth-Lyzeum ebenfalls festliche Veranstaltungen statt. Im Jahre 1990 folgten unsere ehemaligen Mitschüler Dr. Karl-Hermann Zehm und Ulrich Schreiber der Einladung zur Feier eines Doppeljubiläums: 350 Jahre Fürstin-Hedwig-Gymnasium und 45 Jahre Fürstin-Elisabeth-Lyzeum. Der damalige Schulleiter Herr Magister Feliks Kuchniak wiederholte seine Einladung an alle ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schüler, jederzeit ihre alte Schule zu besuchen und gratulierte zur Wiedervereinigung Deutschlands. Im Juni 2010 reisten einige von uns anlässlich der Feierlichkeiten zum 700-jährigen Stadtjubiläum nach Szczecinek. Bei diesem Stadtjubiläum begrüßten wir auch den Eutiner Bürgermeister Herrn Klaus-Dieter Schulz. – Innerhalb einer Feierstunde in der Aula des Fürstin-Elisabeth-Lyzeums ehrten wir die Preisträger des Professor-Karl-Tümpel-Wettbewerbs. Es galt für die Schüler eine Arbeit in deutscher Sprache über die Stadtgeschichte Neustettins in Verbindung mit ihrer heutigen polnischen Gegenwart zu schrei-

ben oder mit digitalen Medien, Foto oder Film eine entsprechende Arbeit zu erstellen. Gespräche zum ersten Tümpel-Preis fanden mit der damaligen Direktorin Frau Magister Danislawa Roman statt. Ab 2007 hat der jetzige Schulleiter Herr Magister Jerzy Kania den Wettbewerb begleitet und durchgeführt. – Anlässlich der Feier zum 100jährigen Jubiläum des Schulgebäudes im Jahre 2013 konnten wir die Preisvergabe zum zweiten Professor-Karl-Tümpel-Wettbewerb durchführen. Im Anschluß an diese Feierstunde fand die Einweihung des von uns gestifteten Gedenksteinens an das Fürstin-Hedwig-Gymnasium statt. – Es war und ist immer erfreulich, wenn wir mit unserer Patenschule in Eutin und unserer Nachfolgeschule in Szczecinek gemeinsame Aktionen durchführen konnten und können.

Durch die Auflösung unserer Vereinigung sollten die freundschaftlichen Kontakte mit der Johann-Heinrich-Voß-Schule und dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum nicht abbrechen. Bei zukünftigen Besuchen in Eutin oder Szczecinek wird der eine oder andere von uns unserer Patenschule oder unserer Nachfolgeschule sicher gern einen Besuch abstatten. Zu unserer Freude bahnte sich in den letzten

Jahren ein Schüleraustausch beider Schulen an, und wir hoffen, dass dieser auch in der Zukunft Bestand haben und gegebenenfalls weiter ausgebaut werden wird.

Um den zeitlichen Rahmen nicht zu sprengen, kann ich nur beispielhaft aus der Geschichte unserer Vereinigung berichten und auch nicht alle Personen – aus Deutschland oder Polen-, die sich um unsere Vereinigung verdient gemacht haben, namentlich nennen. Ihnen allen, die sich für die Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung eingesetzt und verdient gemacht haben, danke ich im Namen des Vorstandes. An unserer Vereinigung können wir die erlebte Geschichte verdeutlichen. Wir werden unsere Erinnerungen und Erlebnisse nicht vergessen und an die nächsten Generationen weitergeben.

Der Johann-Heinrich-Voß-Schule und dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum wünschen wir weiterhin eine erfolgreiche Zukunft in friedlichen Zeiten.

Ihnen und Euch dankt der Vorstand für die Teilnahme an dieser Veranstaltung.

Verabschiedung Tradition und Erinnerung

Traditionell wurden Generationen von Abiturienten und später auch Abiturientinnen im

Fürstin-Hedwig-Gymnasium mit dem Lied Komitat verabschiedet. Den Text dieses Liedes schrieb A.H.Hoffmann von Fallersleben, die Melodie komponierte Die Tradition hat sich durch die Jahrzehnte in der Erinnerung bei den ehemaligen Schülerinnen und Schülern aus Neustettin erhalten. Herr Dr. Jäschke, der Schulleiter dieser Schule im Jahr 1990, hatte für die Anwesenden der bereits erwähnten Feierstunde in dieser Aula eine große Überraschung vorbereitet. Zum Schluß der Festveranstaltung spielte das Schulorchester das traditionelle Lied der

Abiturientenentlassungsfeiern des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums. Als Abschiedsgruß möchte ich dieser Schule und somit stellvertretend Herrn Dr. Löding im Namen unserer Vereinigung eine CD überreichen. Für diese Veranstaltung hat der Pianist H-J.Osmers das Lied Komitat »Nun zu guter Letzt ... «gespielt, das auf diese CD aufgenommen wurde. Diese CD möge an die Patenschaft zwischen der Johann-Heinrich-Voß-Schule und der Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung e.V. erinnern.

Gesine Reinstrom, Vorsitzende der Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung e.V.



Komitat 1846

Nun zu guter Letzt
Geben wir dir jetzt
Auf der Wanderung das Geleite
Wandre mutig fort,
Und an jedem Ort
Sei dir Glück und Heil zur Seite!
Wandern müssen wir auf Erden:
Unter Freuden und Beschwerden
Geht hinab, hinauf
Unser Lebenslauf,
Das ist unser Los auf Erden.

Bruder, nun ade!
Scheiden tut zwar weh,
Scheiden ist ein bittres Leiden.
Wer es gut gemeint,
Bleibt mit uns vereint,
So, als gäb es gar kein Scheiden.
Dieser Trost mag dich begleiten,
Manche Freude dir bereiten.
Wenn du bist im Glück, Denk an uns zurück.
Denk' an die vergangnen Zeiten.

Bruder, nimm die Hand
Jetzt zum Unterpfang.
Daß wir treu gesinnt verbleiben
Redlich sonder Wank, Fern von Neid und Zank
Stets in unserm Tun und Treiben.
Endlich wirds einmal geschehen,
Daß auch wir uns wiedersehen
Und uns wieder-freun
Und den Bund erneun,
Lebewohl, auf Wiedersehen!

H. Hoffmann von Fallersleben, 1798–1874

Komitat = Begleitung, feierliches Geleit
für einen die Schule verlassenden Schüler

Rede Dieter Holst

Bürgervorsteher der Stadt Eutin

Sehr geehrte Frau Reinstrom,
meine Damen und Herren,

ich habe mich sehr über Ihre Einladung gefreut und begrüße Sie alle im Namen der Stadt Eutin ganz herzlich. Ich darf Sie auch im Namen unseres Bürgermeisters Klaus-Dieter Schulz und der Eutiner Stadtvertretung grüßen.

Ihre Schule hat eine 300-jährige wechselvolle Geschichte. In Wikipedia ist zur jüngeren Zeit festgehalten und ich zitiere:

Als 1937 der letzte Oberstudien- direktor eingesetzt wurde, hatte die Schule 20 Lehrer und um die 250 Schüler, davon ein Drittel Mädchen. 1938 zur Staatlichen Oberschule für Jungen umgewandelt, verlor sie im Zweiten Weltkrieg fünf Lehrer und wieder viele Schüler. Ende 1944 wurde der Schulbetrieb eingestellt. Die Schlacht um Ostpommern, die Besetzung Neustettins durch die Rote Armee im Februar 1945 und Flucht und Vertreibung der Einwohner Neustettins beendeten die 300jährige Geschichte der Schule.

Ihre Schule, wie Sie sie kannten, gab es nicht mehr. Es bildeten sich Heimatkreise, und es wurden Partnerschaften ins Leben gerufen. So

kamen Ostholstein mit Eutin und Neustettin mit seiner Stadt sich nahe und man lernte in den folgenden Jahren voneinander.

Sie wollten Ihrer Schule einen festen Rahmen einräumen, um Heimat und Herkunft zu pflegen, und gründeten Ihren Verein.

Ich zitiere noch einmal aus Wikipedia:

In der Bundesrepublik Deutschland gründeten Ehemalige 1959 eine Fürstin-Hedwig-Schülervereinigung. Diese zählte zeitweise bis zu 700 Mitglieder. Derzeit (2013/2014) sind es noch 150 Mitglieder; wegen des hohen Alters der Mitglieder wird sich die Vereinigung im Jahre 2014 auflösen.

Ja, es steht dort geschrieben: Der Verein wird 2014 aufgelöst. Sie sind hier und heute zusammengekommen, um festzustellen, dass es gut war, einen Verein zu gründen, und dass es vernünftig ist, nach vielen Jahren erfolgreicher Arbeit, den Rahmen, den ein Verein gibt, aufzulösen.

Beim Begriff Rahmen denke ich an meinem Computer. Es wird ein Rahmen, eine Datei, gebildet und diese Datei füllt sich im Laufe der Zeit mit vielen Informationen, die

alle mehr oder auch manchmal weniger wichtig sind. Es gibt vielleicht gute Gründe eines Tages, diese Datei zu löschen. Ein Tastendruck und die Datei ist gelöscht. Anfangs habe ich gedacht, alles ist nun unwiederbringlich weg und verloren. Ich weiß mittlerweile, dass das nicht stimmt. Es ist alles noch da. Es ist nur sozusagen aus dem Rahmen gefallen.

Alles ob mit Vereinsverfassung oder ab sofort ohne ist vorhanden, nur eins ist auch sicher: Ohne Verein wäre vieles nicht geschehen. So haben Sie 2009 50 Jahre Vereinsgeschichte feiern können und 2010 50 Jahre Patenschaft zur Johann Heinrich Voss Schule. Sie haben zur Völkerverständigung beigetragen und Ihre Schule als Fürstin-Elisabeth-Lyzeum kennenlernen können. Sie haben Kontakt aufgenommen zu den Ehemaligen Schülern dieser Schule und Sie haben mit den jetzigen Schülern feiern können. Zur 700-Jahr Feier der Stadt Neustettin sind alle zusammengekommen, die Anteil haben an der Stadtgeschichte. Sie waren mit dabei. Und in diesem Zusammenhang darf ich noch einmal auf unseren Bürgermeister Klaus-Dieter Schulz zurückkommen. Er lässt nicht nur herzlich grüßen sondern hat mich gebeten, Ihnen Dank zu sagen für die Teil-

nahme an der 700-Jahr Feier der Stadt Neustettin. Es war eine Zeit besonderer Eindrücke und Erfahrungen, es war ein Erlebnis ganz besonderer Art, an das er immer wieder und oft gern zurückdenkt.

Ich glaube, dass das gerne Zurückdenken, der wichtigste Aspekt Ihrer Vereinsgeschichte ist. Sie haben es getan, ohne in der Vergangenheit zu verharren, was am Anfang, ich vermute es, für viele nicht einfach gewesen ist.

Sie haben sich und ich bin fest davon überzeugt, Sie werden es auch künftig tun, immer wieder getroffen, um sich auszutauschen, wie ehemalige Schüler es zu tun pflegen, wenn sie sich wiedersehen. Ich wünsche Ihnen noch viele Jahre solche guten Begegnungen.

Das Fürstin Hedwig Gymnasium ist Geschichte, der Fürstin Hedwig Schüler Verein wird ab morgen Geschichte sein. Ein Stein, für den Sie gesorgt haben, steht vor Ihrer Schule.

Und ich zitiere zum letzten Mal Wikipedia:

Im Gebäude der Fürstin-Hedwig-Schule befindet sich heute das polnische Fürstin-Elisabeth-Lyzeum. Im Jahre 2013 stellte die Fürstin-Hedwig-Schülervereinigung vor dem Gebäude einen Gedenkstein mit der deutschen und polnischen Inschrift »In Memo-

riam Fürstin-Hedwig-Gymnasium 1640–1945« auf.

Sie werden weiterhin Heimat und Schulzeit in Ihren Herzen tragen und sich immer wieder austauschen. Interessierte und ich hoffe insbesondere viele Schüler von heute werden die fast 400-jährige Geschichte dieser Schule hinterfragen und vieles aus wechselhaften Zeiten lernen.

Deswegen ist es mir ein Anliegen, noch einmal auf die Patenschaft, die die Voss Schule übernommen hat, zurückzukommen. Es ist unter vielen Gesichtspunkten gut, die aufgenommene Partnerschaft mit dem Fürstin Elisabeth Lyzeum

und einen deutsch-polnischen Schüleraustausch gerade mit dieser Schule zu pflegen.

Im Namen der Stadt Eutin spreche ich dem Verein und der Johann Heinrich Voss Schule für das, was Sie geleistet haben, Respekt, Dank und Anerkennung aus.

Ein besonderer Dank aber geht an Sie Frau Reinstrom, die Sie den Verein über viele Jahre geführt haben, und was wären Sie in diesem Zusammenhang ohne Ihren Ehemann. Danke Ihnen beiden. Ich freue mich auf zukünftige Begegnungen. Ihnen allen, die hier versammelt sind, wünsche ich eine gute Zeit.



Rede Kania

Sehr geehrte Absolventen des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums. Liebe Freunde!

Ich bestelle Euch herzliche Grüße und Wünsche im Namen der ganzen Schulgemeinschaft des ersten Fürstin-Elisabeth-Lyzeums in Szczecinek, mit der Ihr schon so viele Jahre in einer herzlichen freundschaftlichen Beziehung steht und eine Schulkameradschaft bildet.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Wir wünschen Ihnen viele Jahre guter Gesundheit, alles Beste und viel Glück ...

Nehmt diese Wünsche zu den Märchengärten, wo die Zeit stehen geblieben ist, auf der Stunde der Jugend ... auf der Stunde mit dem Namen Gymnasium.

Dort, wo es keinen Kummer gab und keine Spur der Sorgen, und jeder Blumentag war so, als ob der Frühling gekommen wäre.

Auf Grashalmen sind aufgeschrieben eure Träume, viele wurden schon erfüllt, viele werden noch in Erfüllung gehen.

Sicher gibt es noch Träume, die geblieben sind, erinnert euch bitte an uns und an euer Gymnasium.

Wir erwarten Euch mit offenen Armen, besucht uns bitte und behaltet uns in euren Herzen!

Ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung und brüderlicher Freundschaft!

*Direktor des ersten
Fürstin-Elisabeth-Lyzeums
in Szczecinek
mgr Jerzy Kania*

Liebe Die Liebe schenkt ohne Fordern,
empfängt ohne Sträuben,
verzeiht ohne Zögern,
trauert nur über ihre eigenen Schwächen.

Ansprache Dr. Strietzel am Samstag, 20. September 2014, in Eutin

Die Organisatoren dieser Mitgliederversammlung sind glücklich über die unerwartet große Zahl ihrer Teilnehmer.

Der Grund, die für manchen von uns sehr belastende Reise zu wagen und auf sich zu nehmen, ist offenbar der Wunsch, noch ein Mal möglichst viele vertraute Gesichter zu sehen. Denn der Anlass unserer Versammlung bedeutet Abschied. Abschied nicht in Trauer, aber doch in leiser Wehmut. Wir feiern also kein rauschendes Fest, aber empfinden dennoch Freude.

Ich erzähle, warum.

In der Nachkriegszeit entstanden sehr unterschiedliche Gemeinschaften, Zirkel, Verbände, Vereine.

Der schreckliche Krieg und seine bitteren Folgen bedeutete für viele ihn Überlebende radikale Veränderungen.

Eine war der Verlust der Verbindung mit vertrauten Menschen. Die Sorge *auch* um Spielgefährten, Freunde, Klassenkameraden und Lehrer gewann *zunehmend* drängend an Bedeutung. Wo waren sie, was haben sie erlebt, wie geht es ihnen? *Jeder* einzelne von ihnen hatte entsprechend seiner indivi-

duellen Veranlagung und seinen Erfahrungen seine persönliche Einstellung. Sein Erlebnishorizont war z. B. auch abhängig davon, ob er 1917, 1922, 1927 oder '32 oder später geboren worden ist. Jeder einzelne hatte seine Einstellung.

Als Gesamtheit hat unser Verein die Ereignisse eines Jahrhunderts, vorwiegend des 20. Jahrhunderts, als sein ›geistiges Reisegepäck‹ mit sich geschleppt.

Unsere Versammlungen waren nicht vergleichbar mit einem feuchtfröhlichen Klassentreffen von Pennälern und Lehrern in ihrem Heimatort.

Das Fürstin-Hedwig-Gymnasium war immer eng verbunden mit seiner Stadt. Beide gehörten zusammen, bedeuteten Heimat. Ich brauche unsere Heimat jetzt nicht zu beschreiben. Jeder trägt sie in seinem Herzen: die Stadt in ihrem hinterpommerschen Umfeld, das damals auch *Ostpommern* genannt wurde und seine Menschen prägte.

Welches Weltbild hatten wir?

Wenn wir eines hatten, dann galt es jedenfalls 1945 nichts mehr. Wir mussten viel, sehr viel lernen, sogar bis heute noch.

Was war sie und was wurde aus der *Vereinigung* der ehemaligen Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums und der Mittelschule?

Zuerst suchten wir neue Orientierung, wollten begreifen, fragten nach Gerechtigkeit, wollten Wahrheit.

Es gibt Tatsachen. Sie festzustellen, ihren Kausalfilz zu entwirren, mit ihrem Kontext zu ordnen ist Aufgabe von Historikern und Soziologen.

Ja, es gibt Tatsachen.

Die Frage nach Gerechtigkeit und Wahrheit ist eine andere Kategorie. Für diese Fragen gibt es unendlich viele Definitionen. Die große, einzig-gültige Wahrheit gibt es nicht. Es gibt unendlich viele Wahrheiten, und jede ist »richtig«.

Ich erinnere mich gerne an das Treffen in Trier vor einigen Jahrzehnten, als auch die frühen Jahrgänge noch unter uns waren und diese mit ihrer Lebenserfahrung die Atmosphäre seriös mitbestimmten.

Unser »tausendjähriges« Reich währte etwa zwölf Jahre. Die Polen mussten aber Jahrzehnte länger unter Diktaturen leben. Sie und wir hatten die zerstörenden, vernichtenden, tödlichen Folgewirkungen jeglicher Art von propagandistischem Trommelfeuer

begriffen; sie und wir wurden schließlich unabhängig von Ideologien und Vorurteilen.

Wenn wir unseren Nachkommen, die Folgegenerationen von Deutschen und Polen, eine gedeihende und friedliche Zukunft wünschten, bedurfte es gegenseitigen Verständnisses und Mitempfindens.

Wir mussten verstehen, dass den dort nach uns geborenen Menschen unsere Heimat zu ihrer Heimat geworden ist. Und wir haben es dankbar als Touristen der Sehnsucht aufrichtend und hilfreich empfunden, wenn wir mit Einfühlungsvermögen und freundlich empfangen wurden.

Seit die ersten Kontakte aufgenommen werden konnten zwischen den Ehemaligen Schülern des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums und dem Fürstin- Elisabeth-Lyzeum in Szczecinek wurden wir dort immer herzlich empfangen, nicht nur zu offiziellen gemeinsamen Veranstaltungen willkommen geheißen, sondern zu jeder Zeit.

Wir sind auf der Basis edler Traditionen unserer Schulen als partnerschaftliche Institutionen und in persönlichen Freundschaften – eine Gemeinschaft der Humanitas.

*Dr. Hans-Norbert Strietzel
23996 Gallentin, Am Gutspark 1*

Kochana Gesine, drodzy przyjaciele,

Organizatorzy tego zebrania członków stowarzyszenia cieszą się z niespodziewanie dużej liczby uczestników.

Powodem, dla którego zaryzykowali i odbyli tę - dla niektórych z nas bardzo trudną - podróż, było najwyraźniej pragnienie, żeby jeszcze raz zobaczyć jak najwięcej znajomych twarzy. Ponieważ zebraliśmy się tutaj, aby się pożegnać. Ale pożegnać nie w smutku, tylko w cichej melancholii. Nie obchodzimy więc hucznego święta, a mimo to odczuwamy radość.

Opowiem Wam, dlaczego.

W okresie powojennym powstały bardzo różne wspólnoty, kółka, stowarzyszenia i kluby.

Straszna wojna i jej gorzkie konsekwencje oznaczały radykalne zmiany dla wielu ocalałych.

Jedną z nich była utrata kontaktu z bliskimi sobie ludźmi. Coraz uporczywiej dawała o sobie znać troska również o towarzyszy zabaw, przyjaciół, kolegów z klasy i nauczycieli. Gdzie byli, jakich przeżyć doświadczyli, jak się teraz czują? Każdy z nich z osobna miał inne, osobiste nastawienie do tej kwestii, w zależności od indywidualnych predyspozycji i swoich doświadczeń. Horyzont jego przeżyć zależał na przykład od tego, czy urodził się w 1917, 1922, 1927, 1932 lub później. Każdy z osobna reprezentował swoją indywidualną postawę.

Nasze stowarzyszenie, łącząc w sobie te indywidualne postawy, taszczyło bagaż doświadczeń wydarzeń stulecia, przede wszystkim XX wieku.

Nie można porównać naszych zjazdów z zakrapianym spotkaniem klasowym sztubaków i nauczycieli w ich rodzinnym mieście.

Gimnazjum imienia Księżnej Jadwigi zawsze było silnie związane ze swoim miastem. Oba stanowiły jedność, oznaczały dom. Nie muszę teraz opisywać naszego domu. Każdy nosi go w swym sercu: miasto w swoim pomorskim otoczeniu, nazywanym wówczas Pomorzem Wschodnim i kształtującym swoich mieszkańców.

Jaki mieliśmy obraz świata?

Jeśli w ogóle mieliśmy jakiś, to po 1945 roku przestał on obowiązywać. Musieliśmy się wiele,

bardzo wiele nauczyć, i ta nauka trwa nawet do dziś. Czym było Stowarzyszenie Byłych Uczniów Gimnazjum im. Księżnej Jadwigi oraz Byłych Uczniów Szkoły Średniej? Jak się potoczyły jego losy?

Najpierw szukaliśmy nowego kierunku, chcieliśmy zrozumieć, co się stało, pytaliśmy o sprawiedliwość, chcieliśmy prawdy.

Istnieją fakty. Stwierdzenie ich, rozwikłanie sieci łańcuchów przyczynowo-skutkowych, umieszczenie ich we właściwym kontekście, to zadanie historyków i socjologów.

Tak, istnieją fakty.

Pytanie o sprawiedliwość i prawdę to inna kategoria. Dla tych pytań istnieje nieskończenie wiele definicji. Wielkiej, uniwersalnej prawdy jednak nie ma. Istnieje nieskończenie wiele prawd, a każda z nich ma swoje uzasadnienie.

Chętnie wspominam nasze spotkanie w Trewirze przed kilkadziesiąt laty, gdy jeszcze obecne były wśród nas wcześniejsze roczniki, poważnie determinując swoimi doświadczeniami życiowymi atmosferę spotkania.

Nasza "tysiącletnia" Rzesza trwała około 12 lat. Polacy musieli jednak żyć w dyktaturze o kilkadziesiąt lat dłużej. Zarówno oni, jak i my zdaliśmy sobie sprawę z destrukcyjnych, niszczących, śmiertelnych konsekwencji naporu propagandy; i oni, i my uniezależniliśmy się ostatecznie od ideologii i uprzedzeń.

Jeśli dla swoich potomków i kolejnych pokoleń Niemców i Polaków pragniemy owocnej i spokojnej przyszłości, to konieczne są do tego wzajemnie zrozumienie i empatia.

Musimy zrozumieć, że dla ludzi, którzy urodzili się tam po nas, nasza ojczyzna stała się ich ojczyzną. I jako turyści z dużą wdzięcznością odczuliśmy pociechę i ulgę w naszej tęsknocie, gdy zostaliśmy tam przyjęci z empatią i przyjaźnią.

Już od momentu nawiązania pierwszych kontaktów pomiędzy byłymi uczniami Gimnazjum im. Księżnej Jadwigi w Neustettin a Liceum im. Księżnej Elżbiety w Szczecinku zawsze spotykaliśmy się z serdecznym przyjęciem, mile nas witano nie tylko przy okazji oficjalnych uroczystości, ale o każdej porze.

Na bazie szlachetnych tradycji obu naszych szkół jako instytucji partnerskich, owocujących również nawiązaniem osobistych przyjaźni - z dala od nacjonalistycznej ciasnoty umysłu tworzymy wspólnotę humanitas.

**Übersetzt von Natascha Szlufik
Tel. (0049 1702 94 80 23)**



Jahresrückblick

Nun hat der Sommer versprüht seine Blütenpracht;
der bunte Herbst ist da, und kühl wird manche Nacht.
Der Jahreskreis neigt sich langsam dem Ende
die Natur begibt sich zur Wintersruh.

Dunkler werden die Tage, der Nebel dicht;
der Mensch sehnt sich nach Wärme und Licht.
Bald ist das Fest der Liebe, Weihnachten zur Stelle,
und wir stehen wieder einmal an der Jahresschwelle.

Ein Jahr geht vorbei; wir haben es gelebt und gedacht:
›O Mensch, nutz' die Zeit, gib auf Dich Acht!
Schau hoffnungsvoll der Zukunft entgegen,
denn nur nach vorne schau'n heißt Leben!‹

Hannelore Danz, geb. Bethke
aus Sparsee in Pommern – 2009



D. Holst



Gesine Reinstrom mt Werner Pranschke



Gesine Reinstrom



Dr. Lödert



Dr. Strietzel



**Die letzten
Fürstin-Hedwig-
und Mittelchüler
aus Neustettin**